Landeshauptstadt Magdeburg

Stadtplanungsamt Magdeburg

Von Magdeburg nahm ein F R Ü H L I C H T seinen Weg

Gedanken zur Zukunft der Stadt

1995 Heinrich Taut

Bruno Taut 1938



75

2000

Stadtplanungsamt Magdeburg

Mitarbeiter:

Hans-Reinhard Adler
Heike Albrecht
Christa Anger
Peter Anger
Kamran Ardalan
Birgit Arend
Heidrun Bartel
Roswitha Baumgart
Monika Bohnert
Sylvia Böttger
Britta Buschermöhle
Renate Dilz
Sybille Dirschka
Ulrich Ernst
Michael Ertl
Jutta Fittkau
Hannelore Friedrich
Janette Fuchs
Margot Gottschalk
Jürgen Gippert
Katrin Grögor
Marlies Grunert
Andrea Hartkopf
Bernd Heine
Anette Heinicke
Ingrid Heptner
Stephan Herrmann
Kathrin Jäger
Wolfgang Jäger
Heinz Jasniak
Bernd Kapelle
Heinz Karl
Sabine Keller
Krista Kinkeldey
Hannelore Kirstein
Jutta Klose
Helga Körner
Dr. Günther Korbel
Christa Kummer
Peter Krämer
Andrea Leis
Thomas Lemm
Gisela Lenze
Marlies Lochau
Christiane Mai
Angelika Meyer
Heike Moreth
Ute Neumann
Bernd Niebur
Doris Nikoll
Corina Nürnberg
Heinz-Joachim Olbricht
Bernd-Ediko Olesch
Dr. Carola Perlich
Dr. Eckhart W. Peters
Dirk Polzin
Liane Radike
Ronald Redeker
Jörg Rehbaum
Karin Richter
Katja Richter
Dirk Rock
Burkhard Rönick
Jens Rückriem
Elke Schäferhenrich
Hannelore Schettler
Gabriele Schmidt
Werner Scholz
Monika Schubert
Helga Schröter
Anja Schulze
Hans-Joachim Schulze
Hannelore Seeger
Rudolf Sendt
Katja Sperling
Marie-Eva Steffens
Siegrid Szabó
Heike Thomale
Judith Ulbricht

Karen Vollmann
Rolf Weinreich
Martina Welle
Astrid Wende
Dietrich Weyland
Hubert Wiesmann
Christine Wolf
Johannes Wöbse
Burkhard Wrede-Pummerer

Bisher erschienene Dokumentationen des Stadtplanungsamtes

1990	Workshop • Die Zukunft des Magdeburger Stadtzentrums •
1/93	Strukturplan
2/93	Verkehrliches Leitbild
3/93	Das Landschaftsbild im Stadtgebiet Magdeburgs – ein Beitrag zum Flächennutzungsplan
5/93	Sanierungsgebiet Buckau – Städtebaulicher Rahmenplan
5/93	Kurzfassung Stadtsanierung Magdeburg-Buckau
6/93	Städtebaulicher Ideenwettbewerb • Domplatz Magdeburg •
7/93	Workshop • Nördlicher Stadteingang •
8/93	Städtebaulicher Denkmalschutz
9/93	Radverkehrskonzeption
10/93	Öffentlicher Personennahverkehr (ÖPNV-Konzept)
11/93	Workshop • Kaiserpfalz •
12/94	Kleingartenwesen der Stadt Magdeburg
13/94	Hermann-Beims-Siedlung
14/94	Siedlung Cracau
15/94	Städtebauliche Entwicklung 1990–1994
16/95	Gartenstadtkolonie Reform
17/94	Schlachthofquartier
18/I/94	Die Napoleonischen Gründungen Magdeburgs – Sozio-urbane Untersuchungen
18/II/94	Die Napoleonischen Gründungen Magdeburgs – Zur Baugeschichte in der Neuen Neustadt
18/III/94	Die Napoleonischen Gründungen Magdeburgs – Zur Baugeschichte in der Sudenburg
19/94	Die Anger-Siedlung
20/94	Bruno Taut – eine Dokumentation
21/95	Stadtteilentwicklung Ottersleben
22/94	Die Curie-Siedlung in Neustadt
23/94	Gartenstadtsiedlung Westernplan
24/95	Fachwerkhäuser in Magdeburg
25/95	Stadtteilentwicklung Rothensee
26/95	Gartenstadt Hopfengarten
27/95	Die Wohnsiedlung Schneidersgarten in Sudenburg
28/94	Magdeburg Bundesgartenschau 1998 – Rahmenplan
29/94	Workshop • Siedlungen der 20er Jahre der Stadt Magdeburg •
30/95	Südwestliche Stadterweiterung
31/I/95	Parkanlagen der Stadt Magdeburg
32/I/95	Stadtfeld Nord
32/II/95	Stadtfeld Süd
33/95	Magdeburger Märktekonzept
34/I/95	Städtebau in Magdeburg 1945–1990 – Planungen und Dokumente
34/II/95	Städtebau in Magdeburg 1945–1990
35/95	Siedlungsentwicklung Westerhüsen
36/95	Tempo 30 – Verkehrsberuhigung in Magdeburg
37/95	Siedlung Fermersleben
38/95	Gartenstadt- und Erwerbslosensiedlungen Lindenweiler, Kreuzbreite, Eulegraben
39/I/95	Kommunalgeschichte Magdeburgs – Weimarer Republik
39/II/95	Magdeburgs Aufbruch in die Moderne
41/95	Stadtteilentwicklung Olvenstedt
42/95	Stadtsanierung Magdeburg-Buckau
43/I/II/95	Nationalsozialistischer Wohn- und Siedlungsbau
44/95	Klimagutachten für das Stadtgebiet Magdeburgs – ein Beitrag zum Flächennutzungsplan
45/95	Soziale Bauherren und architektonische Vielfalt Magdeburger Wohnungsbaugenossenschaften im Wandel
47/95	Workshop • Universitätsplatz •
48/I/II/95	Symposium BRUNO TAUT
49/95	Gutachterverfahren Elbe-Bahnhof
50/95	Stadtteilentwicklung Cracau-Prester
51/95	Gründerzeitliche Villen Magdeburgs
52/95	Vom Luftbild zur Biotopkartierung
53/96	Stadtteilentwicklungsplanung Lemsdorf
54/96	Entwicklungskonzept Innenstadt Magdeburg
56/97	Stadtsanierung Magdeburg-Buckau Die Sanierung des Volksbades Buckau
59/97	Stadtteilentwicklung Diesdorf
61/97	Dorferneuerungsplan Randau
64/97	Verkehrskonzeption „Innenstadt“
67/98	Dorferneuerungsplan Pechau
70/98	Magdeburgs Innenstadt lebt
71/00	Kirchen und Klöster zu Magdeburg
73/98	Städtebaulicher Denkmalschutz
73/99	Städtebaulicher Denkmalschutz
74/99	Hauseingänge

Landeshauptstadt Magdeburg

Stadtplanungsamt Magdeburg

Von Magdeburg nahm ein F R Ü H L I C H T seinen Weg

Gedanken zur Zukunft der Stadt

Begleitend zu dieser Publikation findet ein Seminar mit der Hochschule Magdeburg/Stendal (FH) statt.

MAGDEBURG

Die Stadt mit Zugkraft

Von Magdeburg nahm ein Frühlicht seinen Weg

Gedanken zur Zukunft der Stadt

Inhaltsverzeichnis Seite

– Vorwort des Oberbürgermeisters 3

Eckhart W. Peters, La ville est morte, vive la ville
– Die Gläserne Kette und die Stadt der Zukunft 4

Werner Kaleschky, Günther Korbel,
Magdeburg – eine alte Stadt in der Mitte Europas 16

Kurt Biedenkopf,
Risiko Stadt – Perspektiven der Urbanität 21

Heinrich Taut über Bruno Taut,
'Ich glaube, er war einzigartig als Architekt.' 33

Auke de Vries, Die Vielschichtigkeit der Stadt 40

Julia Bolles-Wilson, Eurolandschaft 46

Clemens Dölken,
Stadtplanung und Prämonstratenser
in Magdeburg 48

Hans Jörg Duvigneau, Entwicklungsschritte
im Wohnungs- und Städtebau des
XX. Jahrhunderts 51

Christian Farenholtz, Die Gläserne Kette ist
zerrissen, ihre Kristalle glänzen und strahlen 65

Eckhard Gerber, Stadt- und Landschaftsraum
– Wunsch und Notwendigkeit 72

Heinrich Kraft, Keine Urbanität ohne Handel 74

Friedensreich Hundertwasser,
Die grüne Zitadelle von Magdeburg 77

Kurt Ludley,
Die gläserne Kette für die Stadt der Zukunft 81

Helmut Trauzettel, Die Identität einer Stadt 84

Reginald Richter, Alles nur Auslegware? 95

Manfred Sack, Grund und Boden gehört allen! 98

Timm Ulrichs, Erdachse, M. 1:1000000 101



Oberbürgermeister Dr. Willi Polte bei einer Bürgerversammlung in der überfüllten Kirche St. Gertraud in Salbke am 16. November 2000 (Foto: Schödl Bildreport)

Dr. Willi Polte
Vorwort zur Publikation des Stadtplanungsamtes „Zukunft der Stadt"

Liebe Magdeburgerinnen und Magdeburger,

die Städte in aller Welt werden heute von drei Faktoren geprägt: durch den Menschen,
durch die von ihm geschaffenen Gebäude und durch das Auto.
Wie soll sie aussehen, die „Stadt der Zukunft"? Welche Zukunft hat die Stadt im Zuge der Globalisierung? Welche Anforderungen müssen vor allem Großstädte zukünftig erfüllen, um allen Erfordernissen gerecht zu werden? Die Stadt als Lebensmittelpunkt, als Ort der Arbeit und des Wohnens, als Beförderer von Mobilität und soziokulturellem Erleben braucht für ihren Aufbruch in das 21. Jahrhundert neue Impulse. Kommunalpolitiker, Stadtplaner, Architekten, Unternehmer und vor allem die Bürgerinnen und Bürger sitzen in einem Boot.

Unter dem Titel „Zukunft der Stadt – Stadt der Zukunft" diskutieren seit einiger Zeit die Oberbürgermeister der großen deutschen Städte in ihrem Spitzenverband diese Fragen und Problemstellungen. Im Mai 2001 wird der Deutsche Städtetag auf seiner Hauptversammlung Grundsätzliches dazu beschließen – Leitlinien zu neuen kommunalpolitischen Ufern sind gefragt.

Wichtigster Motor einer städtischen Orientierung in die Zukunft sind und bleiben die Bewohner der Städte. Urbanität lebt vor allem durch eine aktive Bürgerschaft. Die Lebensbedürfnisse der Menschen sind jedoch im stetigen Wandel begriffen. Das muß seinen Ausdruck im Stadtbild und in der urbanen Struktur finden. Damit sind städtische Siedlungen nichts Statisches, sondern ebenso in permanenten Veränderungen eingebunden.

Die vorliegende Publikation des Stadtplanungsamtes ist die Wiederaufnahme einer „gläsernen Kette", die in den 20-er Jahren – da von Magdeburg „ein Frühlicht seinen Weg nahm" – durch Bruno Taut bereits geknüpft wurde. Stadtplaner, Architekten, Künstler und Kommunalpolitiker melden sich zu Wort. Ich wünsche den Texten viele Leser und eine sich daraus entwickelnde spannende Debatte, die unsere gesamte Stadt wie eine Kette erfassen möge.

Ihr



Dr. Willi Polte
Oberbürgermeister

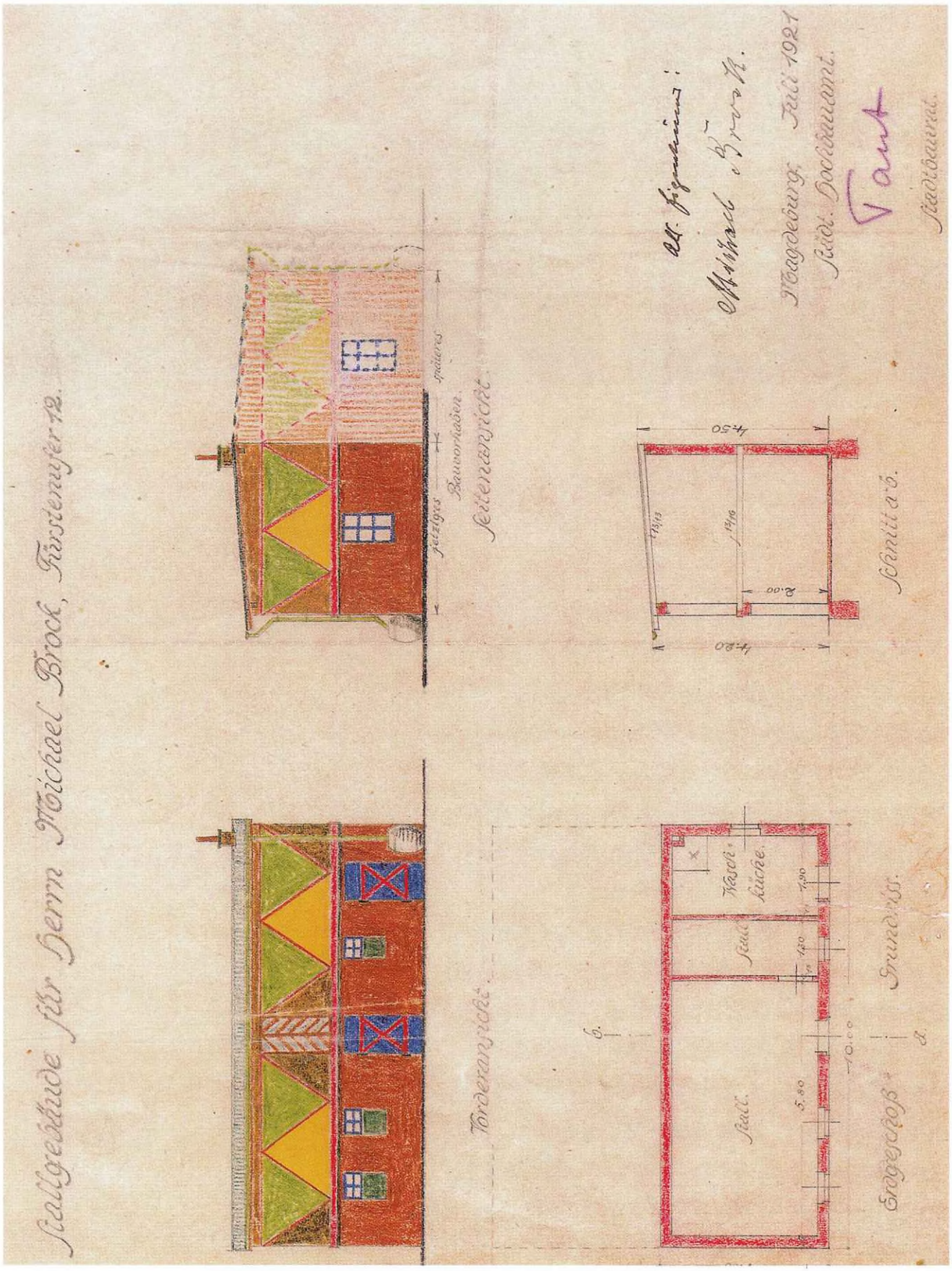


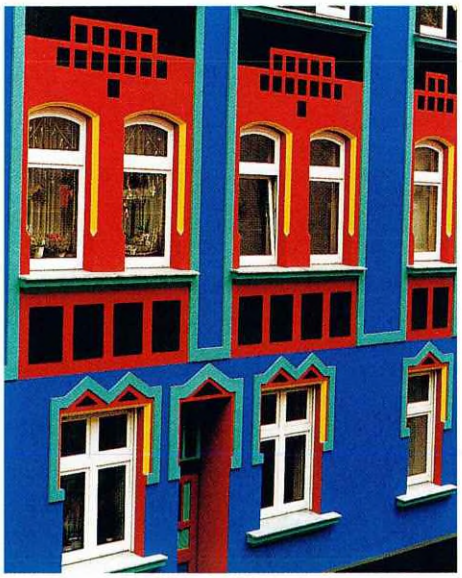
PANORAMA DER ALTSTADT VON DER ZOLLSTRASSE GESEHEN (1914). K. R. SCHULZ

la ville est morte, vive la ville

1920 WAR DIE GRÜNDERZEIT IN MAGDEBURG GESCHICHTE UND MAGDEBURG HATTE EINEN NEUEN STADTBAURAT ~**BRUNO TAUT**~. ER HATTE NEUE, ANDERE IDEEN ZUR STADTENTWICKLUNG. ER HATTE WESENTLICH WEITLÄUFIGER GEDACHT UND GROSSRÄUMIGE PLANVORSTELLUNGEN UNTER EINBEZIEHUNG VON BODEN, WASSER UND LUFT ENTWICKELT. „WO LIEGT DIE ELBE, WO SIND DIE BÄCHE, WO SIND DIE WALDBEREICHE, WELCHE FLÄCHEN EIGNEN SICH ALS SIEDLUNGSFLÄCHEN, WELCHEN EINFLUSS HABEN DIE KALTLUFTSCHNEISEN?" DAS WAREN SEINE FRAGEN, DIE ER 1921/22 IN SKIZZEN DARGESTELLT HAT UND DIE GRUNDLAGE FÜR SEINE ANTWORTEN IM GENERALSIEDLUNGSPLAN WURDEN.

Eigenhändig von Bruno Taut kolorierte Bauzeichnungen aus dem Magdeburger Stadtarchiv (1921)







VOR ACHTZIG JAHREN LÖSTE BRUNO TAUT IN MAGDEBURG EINEN SCHRIFTWECHSEL AUS, DER ALS „DIE GLÄSERNE KETTE" DIE WELT DER 20er JAHRE BESTIMMEN SOLLTE. 14 ARCHITEKTEN, MALER UND BILDHAUER BRACHTEN SICH IN DIE KORRESPONDENZEN EIN UND SCHRIEBEN IHRE GEDANKEN FÜR DIE STADT DER ZUKUNFT AUF. WESENTLICHE VISIONEN FÜR EINE NEUE, HARMONISCHE KULTUR, FÜR EINE WELT DES DADAISMUS UND NIHILISMUS IM SINNE NIETZSCHES UND DER WILLE ZUM „NEUEN BAUEN" BESTIMMTEN DIE EINZELNEN BRIEFE, DIE GEBÜNDELT 1920 IN MAGDEBURG IN BRUNO TAUTS „FRÜHLICHT" ERSCHIENEN. DER EXPRESSIONISMUS UND DER WUNSCH NACH DER EINHEIT

Aus einem Beitrag Bruno Tauts in Frühlicht Nr. 3 (gezeichnet von Erich Fresdorf)

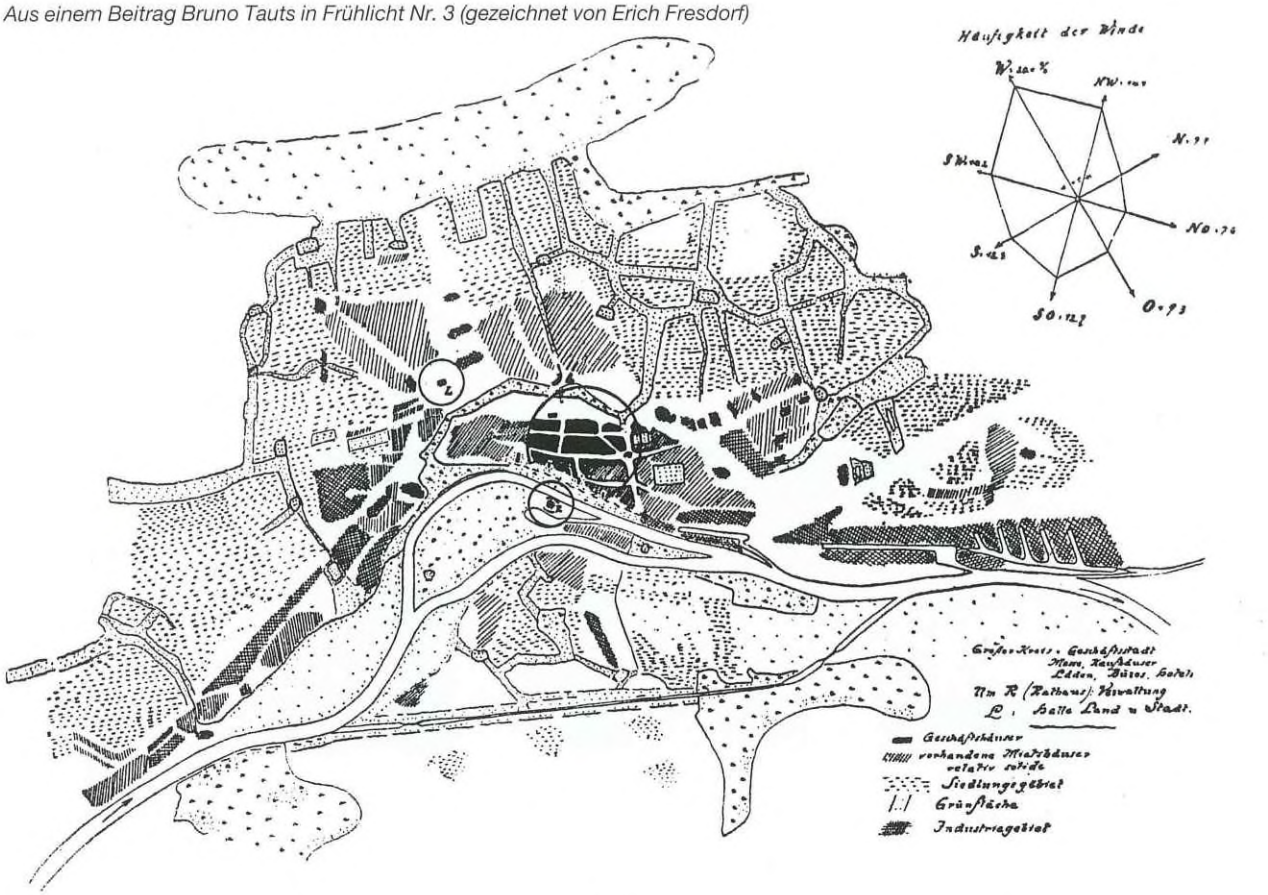


Abb. 7

liegt für Magdeburg aber in dieser Lage: alle Wohngebiete — die wahrscheinlich wenig entwickelungsfähigen Ostgebiete ausgenommen — liegen im Westen von Industrie und Geschäft. Wo wie in Berlin und London z. B. der Zug nach dem Westen wegen der unverbrauchten Luft nur einem Teil der Bevölkerung erfüllbar bleibt, hier ist er nicht nötig, weil alles Westen ist. Und alles ist dort Humusboden. Nur eins fehlt hier dem Westwind: der pflanzliche Gehalt. Kein Wald weit und breit. Hat die Luft in Magdeburg deswegen keine Frische, schmeckt sie deshalb nur nach — Stadt? — Abb. 7 zeigt eine Andeutung, wo einmal in großem Maßstabe aufgeforstet werden müßte. Drei Waldflächen würden mit dem Strom eine große Form bilden. Kreuzhorst, Biederitz und die neue Forst als die bedeutungsvollste zur Auffrischung von Lunge und Geist der Magdeburger.

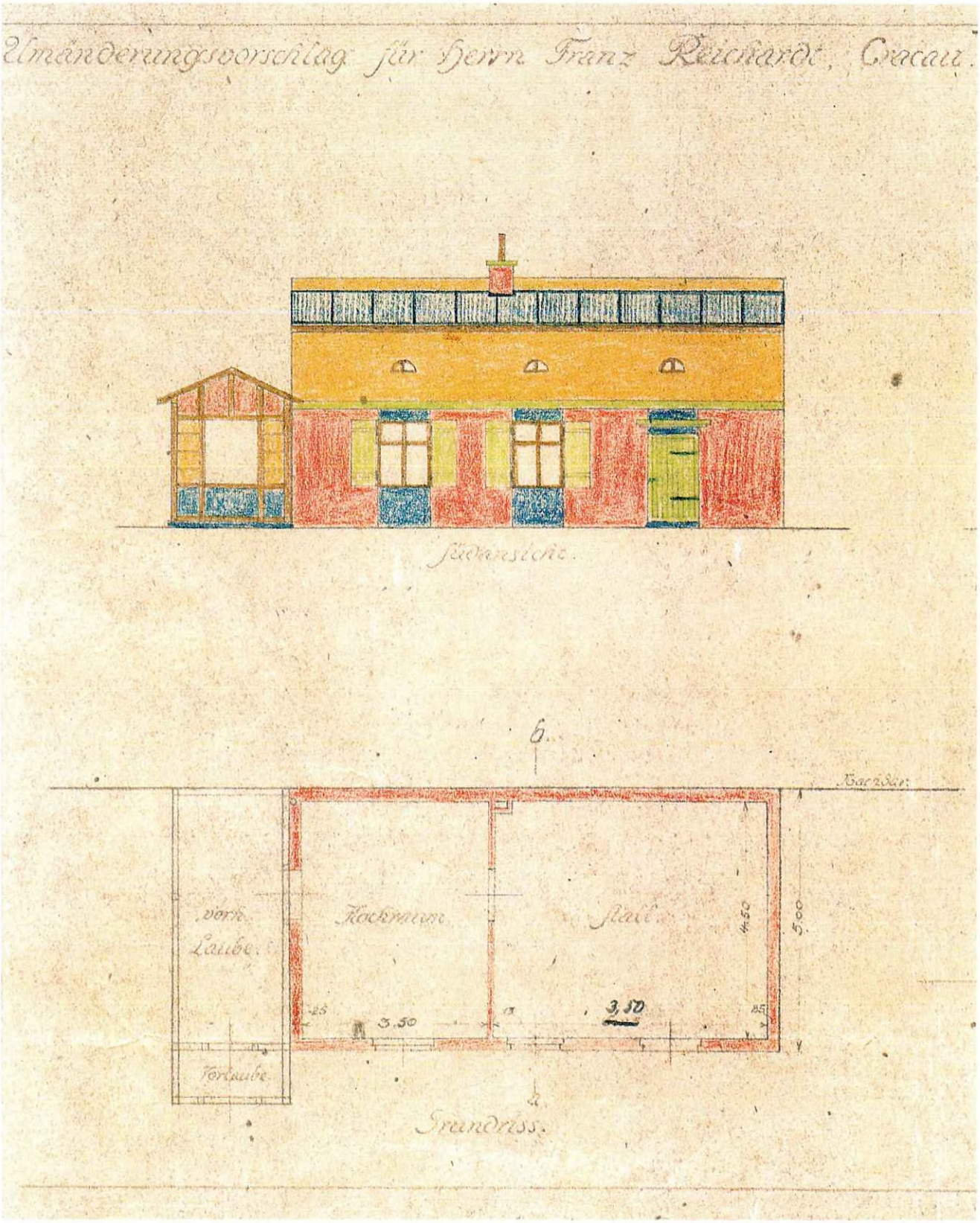
Die Chinesen verbinden ihren Stadtbau aufs engste mit der Landschaft. Ihre Stadtorientierung hat tiefe mythische Bedeutungen. Wir müssen es auch tun; sonst rächt sich die Erde, die Luft, das Wasser, das Feuer. Lieben wir die Elemente, so lieben sie auch uns und helfen uns.

„Städtebau" ist ein Unding, wenn feste Pläne mit „Fluchtlinien" eine Zukunft in den Einzelheiten festlegen wollen, von denen wir noch gar nicht wissen, ob nicht alles bald überholt ist. Solche Pläne werden zum Fetzen Papier wie ein überlebter Vertrag. Wo die Häuser stehen, wie sie gebaut werden, das darf kein Plan im voraus festnageln wollen, weil nur die körperliche Gestaltung der 3 Dimensionen entscheidet, aber niemals ein „planum". Im Großen ist aber eine Richtung für die Erkenntnis des neuen Werdens notwendig, um danach von Fall zu Fall die Tagesfragen entscheiden zu können. Diese Erkenntnis ist die wesentliche Grundlage des schöpferischen Gemeinschaftsgeistes.

(Zeichnungen von Erich Fresdorf)

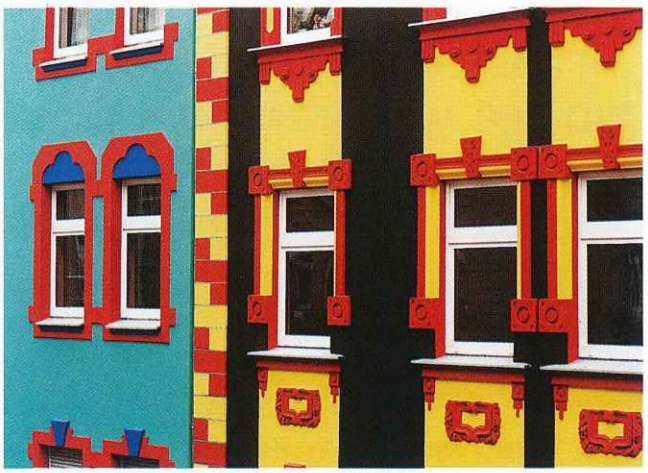
Bruno Taut

Eigenhändig von Bruno Taut kolorierte Bauzeichnungen aus dem Magdeburger Stadtarchiv (1921)





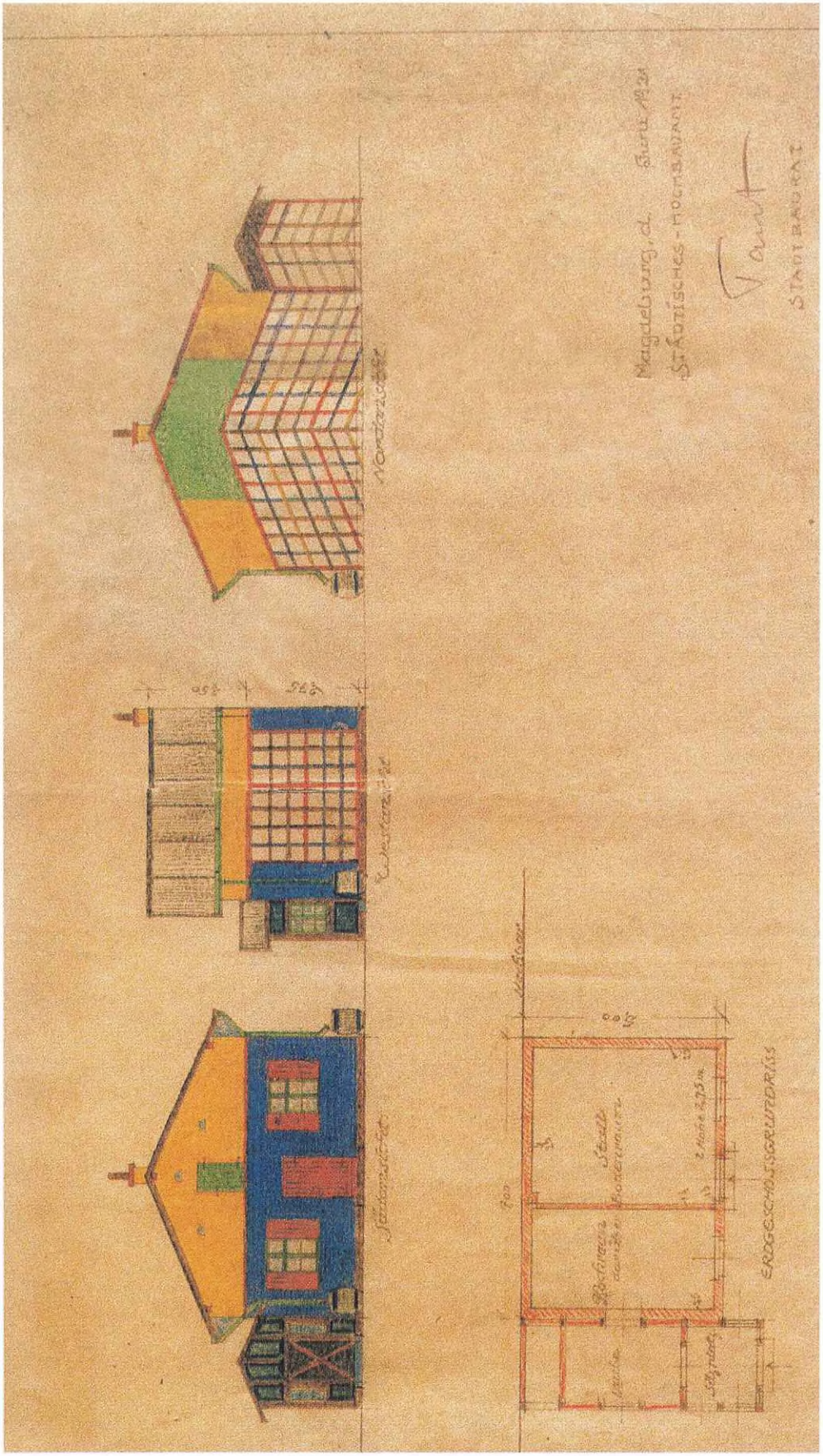
Genossenschaftshäuser in der Otto-Richter-Straße



ZWISCHEN MENSCH, NATUR UND KOSMOS
SIND TREIBENDE KRAFT IN DEN BRIEFEN
~PERSONIFIZIERT, ANONYM ODER PSEUDO-
NYM GESCHRIEBEN~.
DIE MITGLIEDER DER GRUPPE SUCHTEN DIE
ARCHITEKTONISCHE, STÄDTEBAULICHE KULTUR
DER ZUKUNFT UND DEN GEDANKENAUSTAUSCH
IN DER GEMEINSCHAFT. SIE BAUTEN ZU-
KUNFTS WEISEND IN IHRER GEGENWART
UND SIND HEUTE IN DER KRAFT IHRER
SPRACHE AKTUELLER ALS JE ZUVOR.
VISIONEN FÜR DIE STADT DER ZUKUNFT
BESCHÄFTIGEN ZEHN JAHRE NACH DER
WIEDERVEREINIGUNG DEUTSCHLANDS IN
DER MITTE EUROPAS DIE STADTPLANER

MEHR ALS JE ZUVOR, NICHT ALS *l'art*
pour l'art (KUNST DER KUNST WILLEN),
SONDERN ALS POSITIONSBESTIMMUNG DER
HEUTIGEN GESELLSCHAFT.
SCHLAGWORTE WIE „AGENDA 21", DIE „SO-
ZIALE STADT" UND „URBAN 21" WOLLEN
MIT LEBEN GEFÜLLT SEIN.
SO STELLEN SICH AUCH DIE FRAGEN:
„IST DAS OFT ROMANTISIERENDE
BILD DER MITTELALTERLICH GEPRÄGTEN
STADT, DAS WOHNEN IN DER STADT NOCH
ZEITGEMÄSS UND WELCHE AUFGABEN ER-
FÜLLT DIE STADT IN EUROPAS ZUKUNFT
IN DER WELT?"
WAR ES NACH DEM ERSTEN WELTKRIEG
DER WELTWEITE UMBRUCH AUF DEM WEGE

Eigenhändig von Bruno Taut kolorierte Bauzeichnungen aus dem Magdeburger Stadtarchiv (1921)



ZUM NATIONALSOZIALISTISCHEN CHAOS IN EUROPA, SO IST ES HEUTE EINE ZEIT, DIE ~ VEREINFACHT AUSGEDRÜCKT ~ VOM NORD ~ SÜDGEFÄLLE, VON DER AMERIKANISCHEN LEBENSWEISE UND VOM GLOBAL ORIENTIERTEN URBANISTEN BESTIMMT IST. DAS PRINZIP „GLOBAL DENKEN, LOKAL HANDELN" HAT NACH WIE VOR GÜLTIGKEIT TROTZ DER GEDANKEN ZUR EUROPÄISCHEN STADT, DER STADT IN DER REGION (ODER DIE REGION IST DIE STADT) UND ZUR KONZENTRATION IN METROPOLEN.

DIE GEDANKEN IN DEN BRIEFEN, DIE FRAGEN NACH DEM WESEN UNSERER ZEIT UND DIE VISIONEN FÜR DIE ZUKUNFT SIND VON AUTOREN, DIE MIT DER STADT „MAGDEBURG IN DER MITTE EUROPAS" VERBUNDEN SIND ~ OB ZU ZEITEN OTTOS, IM MITTELALTER, BESTIMMT / IN DER NEUZEIT ODER ZUKUNFT /.

WELCHE ENTWICKLUNG IN DER ZUKUNFT ERFOLGT, HAT DER OBERBÜRGERMEISTER MAGDEBURGS ~ **WILLI POLTE** ~ ORAKELT UND IN EINEM VERSIEGELTEM BRIEF HINTERLEGT. GEDANKEN ZUR HISTORISCHEN STADT IN DER MITTE EUROPAS HAT **WERNER KALESCHKY** DARGELEGT, WOBEI DIE GEDANKEN **KURT BIEDENKOPFS** ZUR EUROPÄISCHEN STADT, ZUR „STADT DER ZUKUNFT"

1998 IN DRESDEN AUF DER TAGUNG DER AKADEMIE FÜR STÄDTEBAU UND LANDESPLANUNG BESONDERS BEEINDRUCKTEN.

KEINE ZUKUNFT OHNE VERGANGENHEIT, KEIN **HEINRICH TAUT** OHNE **BRUNO TAUT**. WELCH' KRAFT LIEGT IN DER WEISHEIT DES ALTERS; IN DER KRAFT, DIE DINGE AUF DAS WESENTLICHE ZU KONZENTRIEREN.

ALLE NAMENTLICH AUFGEFÜHRTEN AUTOREN HABEN EINE BINDUNG ZU MAGDEBURG UND IHR BEITRAG STELLT AUS IHRER SICHT ODER FUNKTION EINEN WESENTLICHEN GEDANKEN ZUR DISKUSSION:

AUKE DE VRIES BESTIMMT DIE MAGDEBURGER JUNGFRAU AN DER ELBE

JULIA BOLLES-WILSON INTERPRETIERT MODERNE ARCHITEKTUR IN TRADITIONELLEN BEZÜGEN

PATER **CLEMENS DÖLKEN** VERKÖRPERT DEN GEIST DER PRÄMONSTRATENSER

HANS JÖRG DUVIGNEAU STAMMT AUS EINER ALTEN HUGENOTTISCHEN MAGDEBURGER FAMILIE

CHRISTIAN FARENHOLTZ IST MIT IHM VERWANDT UND HAT SICH IN DIE STADT EINGEBRACHT.

ECKHARD GERBER GIBT EINE ZUKUNFTSWEISENDE ANTWORT AUF DEN DOM. ER UMARMT IHN FEMININ, WÄHREND

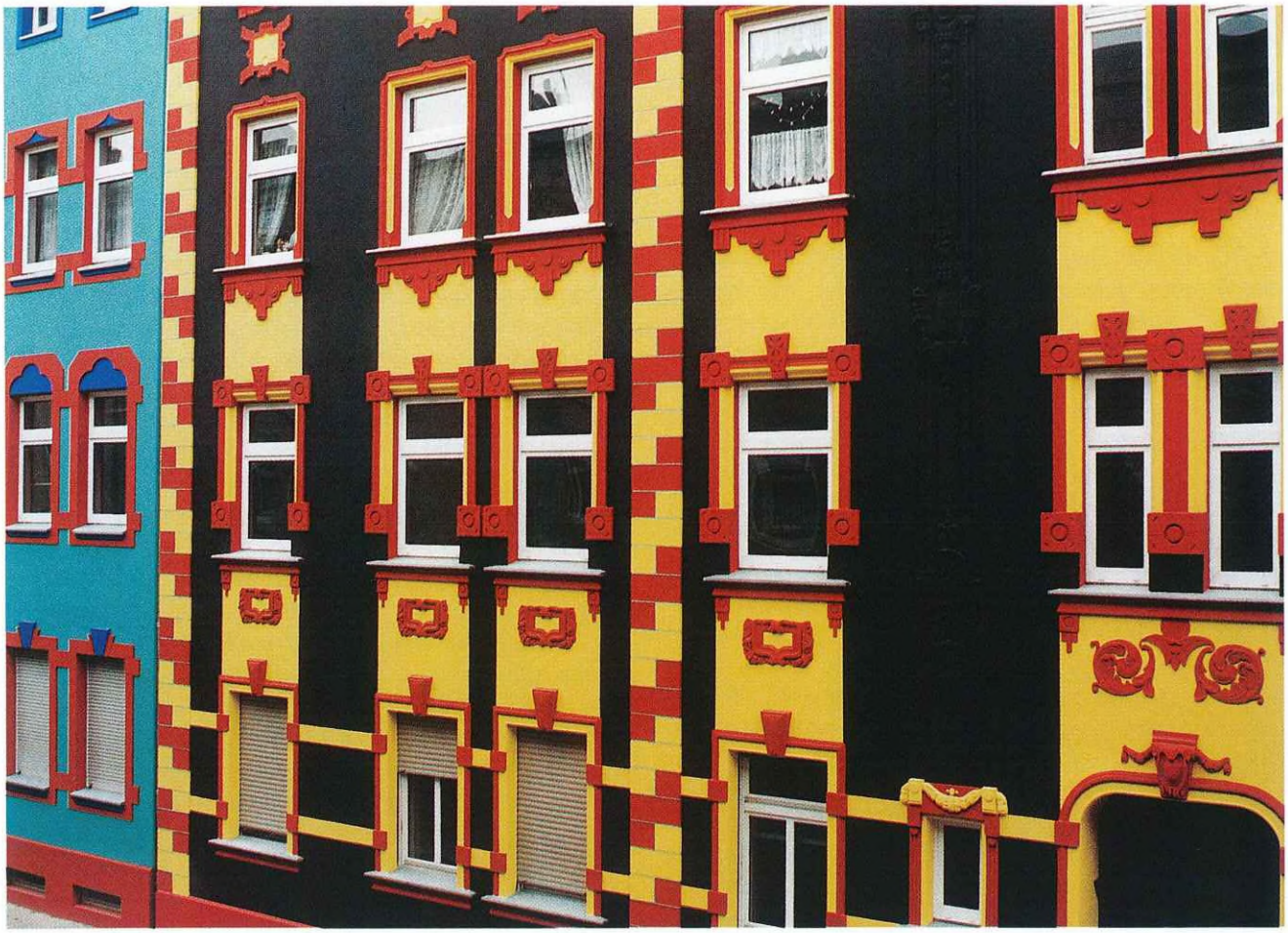
DANK ECE HAT MAGDEBURG NICHT DEN KULTURTEMPEL AUF DEM ZENTRALEN PLATZ ERHALTEN.

HEINRICH KRAFFT BESCHREIBT DIE URBANITÄT, DIE NEUE MITTE, WÄHREND FRIEDENSREICH HUNDERTWASSER MIT EINER GRÜNEN ZITADELLE EINE FARBIGE ANTWORT FINDET.

KURT LUDLEY UND HELMUT TRAUZETTEL SCHÄTZE ICH BESONDERS, DA SIE ES NOCH GEWOHNT SIND, MIT DEM ZEICHENSTIFT DIE STÄDTE NEU ZU ORDNEN.

STADT ALS EIN GESAMTKUNSTWERK ZU BETRACHTEN, IST AUFGABE VON REGINALD RICHTER WÄHREND ZEITGENÖSSISCHE ARCHITEKTUR, MODERNER STÄDTEBAU VON MANFRED SACK KRITISCH GEWERTET WIRD.

ICH DANKE ANDREAS GEIGER FÜR DIE PLATTFORM IN DER FACHHOCHSCHULE MAGDEBURG, DAMIT DIE ZUKUNFT MAGDEBURGS MIT DER JUGEND



STATTFINDET ~ SIE WÄRE
OHNE DEN STADTPLANER
KLAUS SCHULZ UND DEN LEKTOR
GÜNTHER KORBEL
NICHT DENKBAR
ANNO 2000 ECKHART W. PETERS

P.S.
DIE STANDORTBESTIMMUNG FÜR
MAGDEBURG ERFOLGTE DURCH
TIMM ULRICHS ERDACHSE
AM HAUPTBAHNHOF

Dipl.Ing. Werner Kaleschky, Beigeordneter für Stadtentwicklung, Bau und Verkehr der Landeshauptstadt Magdeburg – Dr. Günther Korbel, Magdeburg – eine alte Stadt in der Mitte Europas

Im Römischen Reich haben die Städte die Grundlage des Staates gebildet und die politische Struktur war folglich städtisch; überall, wo der römische Staat herrschte, gründete er Städte und machte aus ihnen Verwaltungszentren. Die Städte waren eng mit dem Umland verbunden, so daß Stadt und Umland durch das gleiche Wort *civitas* bezeichnet wurden. Als die deutschen Könige Jahrhunderte nach dem Untergang des Römischen Weltreiches mit der Wiederherstellung dieses Imperiums begannen, war ihnen die Bedeutung von Städten sehr bewußt, und die Herrscher wußten außerdem sehr genau, daß in römischer Zeit die nördllich der Alpen gelegenen Römerstädte viel weniger durch eigene Kraft als durch die allgemeine politische und wirtschaftliche Struktur der hochentwickelten römischen Mittelmeerwelt getragen worden waren. Folglich zeigten die deutschen Könige bis in die Stauferzeit (12./13.Jahrhundert) hinein die Bestrebung, einerseits so viele Städte wie möglich zu gründen und andererseits eine Anbindung ihrer gering entwickelten, allerdings großflächigen, germanischen Gebiete politisch so eng wie möglich an die antiken Städte in Italien zu verwirklichen.

Die Bedeutung der Städte bestand in ihrer Eigenschaft als Verwaltungszentrum, in der Anwesenheit zahlreicher Beamter und in den Beziehungen, welche die Bevölkerung der betreffenden Region notwendig zu ihnen unterhielt. Durch die germanischen Eroberungen der römisch-germanischen Welt war das städtische Leben vollständig erloschen, so daß die Herrscher nicht mehr in den Städten residierten: Der vollkommene Mangel an Handelsverkehr ermöglichte es ihnen nicht mehr, dort genügend Lebensmittel zum Unterhalt ihres Hofes zu finden. In einer merkwürdigen Rückbildung der Verhältnisse verlor die Verwaltung mit dem städtischen Charakter auch die Seßhaftigkeit und erhielt dadurch einen nomadenhaften Zug. Der Umritt der deutschen Könige von Pfalz zu Pfalz ist auf diesem Hintergrund zu betrachten. Magdeburg war eine dieser Pfalzen in dem Reich, das später das Heilige Römische Reich deutscher Nation genannt wurde.

An der Spitze dieses Reiches stand seit dem Jahre 919 ein Herrscher aus dem Stammesverband der Sachsen: Heinrich I., deutscher König. Im November des Jahres 926 hielt er aus wohlüberlegten Gründen in Worms seinen ersten Reichstag ab. Worms gehörte zu den Römerstädten, die seit alters durch eine starke Mauer befestigt waren. Dort in Worms setzte König Heinrich den Beschluß durch, im gesamten Reich ein Netz von ummauerten Orten und Befestigungen anzulegen. Einfache Siedlungsplätze wurden durch diesen Beschluß im Vollsinn der Bedeutung in Burgen verwandelt. Die Beifügung des lateinischen Wortes *civitas* für diese beabsichtigten Burgen weist ganz deutlich darauf hin, daß Städte im römischen Sinne entstehen sollten. Die betreffenden Plätze sollten mit so starken Wällen, Gräben und Bruchsteinmauern versehen werden, daß sie einer Belagerung standhalten sollten. Das Beispiel der Wormser Mauer diente der Anschaulichkeit, die Ungarngefahr sorgte für Einmütigkeit.

Jeder neunte Krieger wird (nach Widukind von Corvey, Sachsengeschichte) zum Bau der Burg abgestellt: *Er gebot, daß die Gerichtstage und alle übrigen Versammlungen und Feste in den Burgen abgehalten würden, mit deren Bau man sich Tag und Nacht beschäftigte, damit sie schon im Frieden lernten, was sie im Fall der Not gegen die Feinde zu tun hätten, nämlich in den Burgen zusammenzukommen. Außerhalb der Burgen gab es nur kümmerliche oder überhaupt keine festen Mauern. Damit gewöhnte er die Bürger an solche Satzung und Zucht.* Merseburg verfügte recht bald über eine Mauer von zweieinhalb Kilometer Länge.

An erster Stelle hob der König zweierlei Orte hervor, die befestigt werden sollten: zum einen die Klostersiedlungen, die einen ausgedehnten, zahlreicher besiedelten Wirtschaftsraum darstellten, und zum anderen die Versammlungsorte außerhalb der übrigen Siedlungen. Mit dieser Festlegung deutet sich bereits der eigentümliche Dualitätsgedanke der frühen deutschen Stadtgründung an, wie er auch ganz prägnant in Magdeburg zu beobachten ist. Auf der einen Seite steht der herrschaftliche, reichskirchliche Gedanke und auf der anderen Seite der weltliche, bürgerliche Gedanke; letzterer führte zurück auf alte germanische Versammlungsorte, die sowohl als Thingplatz wie auch als Kultort wohl bekannt waren. In Magdeburg mag das für den Platz des von seinem Nachfolger eingesetzten Klosters einerseits und den Alten Markt andererseits gut zutreffen.

Nur wenige Monate nach dem Winterfeldzug des Jahres 928/929 heiratete Heinrichs 17-jähriger Sohn und Thronfolger Otto die angelsächsische Königstochter Editha. König Heinrich hatte um diese wohlgebildete junge Dame, Enkelin Alfreds des Großen, ausdrücklich werben lassen. Ihr hochgestellter Gemahl konnte zwar nicht lesen und schreiben – aber er hatte die Vision,

‚Megedeburg' zu einer bedeutenden europäischen Stadt zu machen. Das jungvermählte Paar wohnte in der Pfalz, welche vermutlich von König Heinrich errichtet und später von seinem Sohn Otto zu einer Kaiserpfalz erweitert wurde. Die Reste dieser baulichen Anlage sind vermutlich auf dem Domplatz freigelegt worden.

Die Gedanken des königlichen ‚Burgenerlasses' fielen bei Otto und Editha auf fruchtbaren Boden. Dabei ist es interessant zu beobachten, daß nicht etwa das bereits weiter entwickelte Halberstadt ausbaut wurde, sondern das an der Elbe gelegene ehemalige karolingische Kastell, das sich damals schon zu einem bedeutenden Knotenpunkt des Transitverkehrs entwickelt hatte und zusammen mit der von König Heinrich angedachten ‚europäischen Osterweiterung' die besten Perspektiven für eine prosperierende ‚Stadt' in einem europäischen Reich bot. Selbstverständlich trugen die geografischen Faktoren zu dieser Entscheidung bei: ein äußerst fruchtbares Umland, die Schiffbarkeit und Durchquerbarkeit des Stromes sowie die Lage an bedeutenden, historisch gewachsenen Heer- und Handelswegen.

Dem Dualitätsgedanken König Heinrichs folgend richtete Otto auf gesondertem Gebiet einen Burgus, d.h. ein ummauertes Händlerviertel, ein. Diese Bürger, vor allem die Fernhändler, siedelten um einen Marktplatz, der unmittelbar an die (bürgerliche) Kirche St. Johannes Evangelista grenzte. Sie waren in einem vom König wirtschaftlich stark privilegierten genossenschaftlichen Verband auf dem Hintergrund der germanischen Gefolgschaft vereinigt. Der Wert der Warenstapel verlangte zudem eine Mauer, welche zahlreiche Häuser und Hütten von Burgbauern, Handwerkern, Dienstleuten, Kleinhändlern, Fischern, Gesellen und Mägden sicher umschloß – man bedenke die Ungarngefahr. Diese beiden Urzellen, das bürgerliche Händlerviertel und der herrschaftliche Bezirk (die spätere Domfreiheit) mit der Pfalz, sollten fortan das Gründungsprogramm Magdeburgs bestimmen, das mitnichten auf einem fertigen städtebaulichen Programm fußte. Straßenführung, Sichtachsen, Regelhaftigkeit oder gar Symmetrie spielten bei diesen frühen Stadtgründungen überhaupt keine Rolle. Vielmehr bedeutete die Dualität der Siedlungskerne, also die bewußte, durch den Herrscher initiierte und legitimierte Gründung des bürgerlichen Fernhändlerviertels unter herrschaftlichem Recht und Schutz (Burggraf) die eigentliche Stadtgründung. Innerhalb von wenigen Monaten oder Jahren ist im politischen Sinne (Burgenerlaß, Herrschaftszentrum und Privilegierung der Fernhändler) eine Stadt entstanden.

Unter König, später Kaiser, Otto erblühte Magdeburg zunächst zu einer bedeutenden ‚Stadt' im kommunalverfassungsrechtlichen Sinne; die Stadt wird dadurch schlagartig zu einem zentralen Ort in Europa. Sie blüht durch die Versammlung europäischer Herrscher an hohen Festtagen, strahlt durch die Anwesenheit zahlreicher europäischer Fürstensöhne an der Domschule und zieht an durch die begehrlichen Waren aus aller Herren Länder. Hier, am hohen Ufer des Elbstroms, trifft sich die europäische Welt.

Die Bürger des Handwerkerviertels, in erster Linie ortsfremde, mit enormen Privilegien ausgestatteten Fernhändler, bodenständige aber auch zugereiste Handwerker, Schiffer, Fuhrleute und Lastenträger hatten weder in ihrer Mentalität noch in der Verwaltungsform etwas mit der städtischen Bevölkerung der Antike zu tun. Die Ankunft der Kaufleute, sicherlich eine bunte Schar von Friesen, Dänen, Juden, Böhmen, Bayern, Lothringern und Flamen, bedeutete für die enge ostfälische Welt einen scharfen Bruch mit den überlieferten Sitten. Mit den Kaufleuten hielten Gewinnsucht und Handelsgeist ihren Einzug, zugleich aber auch die freie, von der Scholle losgelöste Arbeit. Beide Faktoren gemeinsam entwickelten ein eigenes Recht, das Magdeburger Recht. Es bildete in der Folge die Grundlage für viele Städte Osteuropas.

Zu den eigentümlichen Wesenszügen der Händlerviertel trat noch ein weiterer hinzu: die Schnelligkeit ihres Anwachsens. Dieser Bevölkerungsanstieg läßt sich in Magdeburg deutlich in den recht regelhaften Stadterweiterungen westlich des Breiten Weges sowie nördlich des Alten Marktes in staufischer Zeit (12./13. Jahrhundert) beobachten. Diese Stadterweiterung ist eine bewußte städtebauliche, planerische Leistung, hinter der ein expliziter, empirisch gebildeter Bauwille steht.

Zu dieser Zeit war den Klöstern der Benediktiner die geistliche und soziale Führung aus den Händen geglitten. Die Bürger der Städte begeisterten sich für das Ideal der Armut, aber sie suchten den Reichtum. In dieser kritischen Glaubenssituation an der Wende vom 11. zum 12. Jahrhundert traten zwei Persönlichkeiten auf, deren Wirken bald zu zwei Ordensgründungen führen sollte: Bernhard von Clairvaux (Zisterzienser) und Norbert von Xanthen (Prämonstratenser); beide wurden später heilig gesprochen. Ihr oberstes Prinzip war ein asketisches Leben bei körperlicher Arbeit. Deshalb bevorzugten beide Orden für ihr Betätigungsfeld derartige Territorien, wo sie bei aller Besinnlichkeit neues Land durch Kultivierung oder Trockenlegung erschließen konnten. Gleichzeitig erfolgte in jener Zeit durch den Landesherrn, den Magdeburger Erzbischof Wichmann, eine enorme Binnenkolonisation des Umlandes durch herbeigerufene, tatkräftige Siedler aus überbevölkerten Landstrichen, vor allem aus den Nie-

deren Landen. Die Neusiedler erhielten vom Landesherrn bedeutende Freiheitsprivilegien, ein sozialpsychologischer Umstand, der sich in der Folgezeit äußerst positiv auf das politische Klima auswirken sollte: In der Reformationszeit verkörpert Magdeburg ‚Unseres Herrgotts Kanzlei'.

Die äußere Form der Stadt Magdeburg wurde seit der Mitte des 13. Jahrhunderts nicht wesentlich verändert. Selbst Otto von Guericke strebte nach der vollständigen Zerstörung von 1631 keine völlige Neuordnung der Stadt im stadtplanerischen Sinne an. Sicherlich dachte er an eine bessere Durchwegung. Aber er strebte keine radikale Neulösung im Sinne einer regelhaften Barockstadt an. Wirtschaftlich hingegen erhielt die Stadt durch den Zuzug der Hugenotten einen bedeutenden Impuls. Hier ist die Leistung des preußischen ‚Soldatenkönigs', Friedrich Wilhem I., nicht genug zu würdigen.

Die langwährende Epoche historischer Kontinuität erhielt durch die napoleonischen Kriege (Eroberung Magdeburgs 1806) eine entscheidene Zäsur. Säkularisation, Bauernbefreiung, Heeresorganisation, kommunale Selbständigkeit oder die nach römischem Vorbild regelhaft erbauten Neugründungen der Vorstädte Neustadt und Sudenburg bedeuteten den Beginn einer neuen Epoche. Dieser Wendepunkt der Geschichte wird noch deutlicher markiert durch die einsetzende Epoche der Industrialisation. Damals wurde aus einer mächtigen Festungsstadt ein überregionales Industriezentrum. Stadt und Umfeld durchliefen einen explosionsartigen Prozeß an dynamischer Wirtschaftskraft, flächenmäßiger Ausdehnung und wachsender Einwohnerzahl, der bei allen zyklischen Krisen bis 1945 unvermindert anhielt.

Der massenhafte Bedarf an Wohnraum für die zugewanderten Arbeitskräfte warf die Frage auf: In welchem Stile sollen wir bauen? Auf Vorschlag kamen ein- bis zweigeschossige, straßenbegleitende Häuser mit Küche, Kammer und Stube sowie einem Zwerchgiebel. In Sudenburg und Neuer Neustadt stehen noch einige architektonische Relikte dieser eingeschossigen Häuser im Stil der klassischen römischen Landvilla. Ab 1860 setzten sich dann die mehrgeschossigen Stilbauten durch, nicht nur in der ehemaligen Altstadt sondern auch in den ringsum liegenden Magdeburger Stadtteilen (teilweise volksmundlich als ‚Rübenpaläste' bezeichnet).
Daneben sind ab dem Ende des 19. Jahrhunderts städtebaulich interessante Wohnsiedlungen entstanden, Gartenstädte (Reform), Erwerbslosensiedlungen (Eulegraben, Lindenweiler) und von den Genossenschaften in den zwanziger Jahren initiierte Großwohnsiedlungen im Stil des Neuen Bauens (Cracau, Brückfeld, Curie, Hermann-Beims-Siedlung, Schneidersgarten etc.). Die heftige Debatte um die Kubatur dieser Wohnblöcke wird in nationalsozialistischer Zeit beendet durch Siedlungen im sogenannten ‚Blut-und-Boden-Stil' (‚SA-Siedlung', ‚Danziger Dorf').

Nach 1945 ist Magdeburg durch die Teilung Deutschlands in vier Besatzungszonen von den meisten historischen Verbindungswegen abgeschnitten, ein Großteil der wirtschaftstragenden Bürgerschaft verläßt die russische Zone. Die Stadt liegt, zum zweitenmal in ihrer Geschichte, vollständig in Trümmern. Von 340.000 Einwohnern sinkt die Zahl am Ende des Krieges auf weniger als 100.000. Im Frühjahr 1946 werden erstmals Ergebnisse eines städtebaulichen Wettbewerbs für den Wiederaufbau der Innenstadt vorgestellt. Die Auslobung zum Wettbewerb verwies auf den Erhalt der historischen Gebäude. Zugleich sollten aber alte städtebauliche Mißstände behoben werden. Die Gleisanlagen im Bereich des Elbebahnhofes könnten, einem Gedanken Bruno Tauts folgend, in eine Grünanlage umgewandelt werden. Zentrales Element bildete eine gerade Verbindung von der Strombrücke zur Kölner Straße. 1948 und 1949 werden neue Wettbewerbe ausgelobt. Ein 17-köpfiges Preisgericht, unter anderem mit den Professoren Max Taut und H. Hopp, prüfte sechzig eingegangene Arbeiten. Die Entwürfe orientierten sich in erster Linie an Strukturen, Bildern und Auffassungen der verschiedenen städtebaulichen Traditionen seit Beginn des 20. Jahrhunderts. 1950 werden das Aufbaugesetz sowie die, 16 Grundsätze des Städtebaus' herausgegeben. Ein eingereichter städtebaulicher Entwurf wird in Berlin abgelehnt und zur Überarbeitung zurückgereicht mit der Forderung, daß ein ‚Zentraler Platz' geschaffen werden muß. Er soll Platz bieten für 150.000 Menschen, die auf geeigneten Straßen dem Stadtinneren zumarschieren können, um dort an einer Tribüne vorbeizuströmen. Bis 1958 werden fünf Bauabschnitte am Zentralen Platz fertiggestellt. Die Fassadenabwicklung orientiert sich an der Nationalen Bautradition (‚Nati Tradi').

Bis 1971 vollzog sich in Magdeburg ein radikaler und nachhaltiger Wandel in der Orientierung von Städtebau und Architektur. Das fand Ausdruck in den umfassenden ‚Plänen' für Stadtentwicklung. Es verstärkte sich die Einflußnahme zentraler Planungsinstitutionen der DDR und die Orientierung an Baumethoden und Planungsleitbildern der Sowjetunion. Das bedeutete, daß der bestimmende Plan das absolute Primat im Sinne einer volkswirtschaftlichen Planung bzw. ideologischen Selbstdarstellung des Systems erhielt und die Realisierung der städtebaulichen Pläne durch Ingenieure, Technologien und Ökonomen geschah.



Die beiden Siedlungskerne Magdeburgs zur Zeit der Stadtgründung (dunkelgrün) sowie die regelhaften Stadterweiterungen (hellgrün) in staufischer Zeit (nach Mrusek)

Im Juni 1962 beschloß die Stadtverordnetenversammlung, mit einer ‚Generellen Stadtplanung' für eine zu erwartende Einwohnerzahl von 320.000 Einwohnern (1962 etwa 268.000 EW) zu beginnen, eine interessante Zahl auf dem Hintergrund der derzeitigen Wohnungsleerstandsdiskussion und dem Einwohnerschwund im Zeitraum von 1990 (290.000) bis 2000 (232.000). Dabei wurde aufgrund der Lage zum Strom, der Führung der Hauptverkehrsstraßen, der Lage der großen Industriekomplexe und der bioklimatischen Verhältnisse eine Beibehaltung der Nord-Süd-Ausdehnung der Stadt vorgeschlagen. Die im Westen liegen-

den Flächen sollten nur abgerundet und neue Wohnkomplexe vornehmlich im Norden der Stadt ausgewiesen werden. Mehrere Kirchen wurden gesprengt oder abgerissen. Der Zentrale Platz sollte von einem 110 Meter hohen Haus des Schwermaschinenbaus dominiert werden, das vier Meter höher als der Dom werden sollte.

Es bleibt festzuhalten, daß die Stadt Magdeburg wirtschaftlich und politisch auch in sozialistischer Zeit ihre Bedeutung behielt, einerseits als ‚Stadt des Schwermaschinenbaus' und andererseits als politisches Zentrum des Bezirks Magdeburg. Nach der Wende verlor die Stadt ihre Stellung im Schwermaschinenbau. Große Anstrengungen mit viel Willen zur Innovation sind weiterhin nötig, um ein völlig anders geartetes, mittelständisches und gleichermaßen leistungsfähiges Gewerbe anzusiedeln. Im politischen Bereich hat die Bedeutung Magdeburgs enorm zugenommen, denn Magdeburg erhielt den Status der Landeshauptstadt Sachsen-Anhalt. Auf Magdeburg wirkte diese Erhebung wie ein Haupttreffer. Ihre Entwicklung ist auf dem Hintergrund der verflossenen sowie der Perspektive der zukünftigen Geschichte vorgegeben. Sie hat ihre Stellung als europäische Stadt wiederzufinden und wird dabei eine hochentwickelte Region fördern und einbinden. Sie repräsentiert heute bereits ein klassisches Oberzentrum im Sinne von W. Christallers Konzeption der zentralen Orte. Christaller definierte diese Zentralität als den ‚Bedeutungsüberschuß', den ein Ort wie Magdeburg über andere Siedlungen in Bezug auf die Versorgung mit zentralen Gütern und Diensten hat. Diese Versorgungsfunktion Magdeburgs bezieht sich auf die überregionale Verwaltungs- und Wirtschaftsfunktion, auf Hochschule und Universität, auf Großkrankenhäuser und Spezialkliniken, Theater, Museen und Banken. Magdeburg ist in diesem Sinne ein Oberzentrum für das Umland, ein zentraler Ort höchster Stufe mit Auswirkung auf Arbeitsplatzstruktur und Pendlerwesen, auf Einkaufsmärkte und Messen, auf Sportveranstaltungen und Freizeitlandschaften.

Magdeburg ist wieder das, was es im Verlauf seiner 1200-jährigen Geschichte immer war, ein Ort von zentraler Bedeutung – in der Mitte Europas.

Aus diesem Grunde ist es um so erfreulicher, daß die Fachhochschule Magdeburg gemeinsam mit dem Stadtplanungsamt ein Seminar zur zukünftigen Stadtentwicklung durchführen will, um Wege in die Zukunft auszuleuchten sowie potentielle Handlungsmaximen anzubieten.

Werner Kaleschky
Günther Korbel

Prof. Dr. Kurt Biedenkopf, Ministerpräsident des Freistaates Sachsen, Risiko Stadt – Perspektiven der Urbanität

Sehr geehrter Herr Ostertag, meine sehr verehrten Damen und Herren,

Ehe ich zu meinem Gegenstand komme, eine Bemerkung vorweg: Sie haben das Thema Ihrer Tagung: „Risiko Stadt" mit einem Fragezeichen versehen. Ich habe den Begriff „Risiko" eigentlich nie als Ausdruck von Unsicherheit empfunden, sondern als notwendige Begleiterscheinung von Chance. Wenn ich handle, ist das – dank der menschlichen Unvollkommenheit – immer mit dem Risiko verbunden, etwas falsch zu machen. Wer dieses Risiko als Unsicherheit empfindet, wird sehr wenig handeln. Wenn man hingegen die Chance sieht, daß man etwas richtig macht, dann kann man von einem kontrollierbaren Risiko sprechen.

Wir haben ja – und das ist der Grund, warum ich das auch aus der eigenen Erfahrung sage – seit vier Jahren in den ostdeutschen Ländern, also auch im Freistaat Sachsen, die Aufgabe, lauter Dinge zu tun, die noch nie getan worden sind. Deshalb haben wir gleich zu Anfang gesagt, wenn wir 75 % richtig machen, waren wir genial, und wenn wir 51 % richtig machen, waren wir gut. Diese Maßstäbe haben wir während der ganzen Zeit gelten lassen. Und selbstverständlich haben wir auch eine ganze Menge gelernt durch begangene Fehler. Fehler zu machen, ist verzeihlich. Unverzeihlich ist, sich zu weigern, sie zu korrigieren. Beides waren wichtige Aspekte unserer bisherigen Arbeit, und so wird es – allerdings mit abnehmender Bedeutung – auch bleiben.

„Perspektiven der Urbanität" ist die Aufgabe überschrieben, die Sie mir gestellt haben. Als ich dieses Thema übersandt bekam und mich auf den Vortrag vorbereitete, habe ich zunächst versucht herauszufinden, was Urbanität heißt. Zu diesem Zweck habe ich Lexika verschiedener Zeiten benutzt, das erste aus dem Jahre 1871, das letzte aus dem Jahr 1992; aber in beiden kam das Wort nicht vor.

Wir haben das Wort dann im Fremdwörterduden gefunden, und wir haben es in der Fachliteratur gefunden. Im Fremdwörterduden heißt es „feinere und freiere Lebensart". Urbanität beschreibt also das, was man sich offenbar vom urbanen Leben als Bildungsessenz erwartet: eine Verfeinerung des Lebens, eine größere Ästhetik, eine – ich würde mal sagen – der bodenständigen Arbeit entferntere Lebensart.

Dann gibt es Lexika zur Sozialökonomie und andere, und dort wird die Urbanität als Zustand – wie das Soziologen wohl nicht anders können – „hoher Intensität städtischer Lebensform" beschrieben. Der Gegensatz ist Ruralität. Dann gibt es noch das Wort Urbanisierung; das ist offenbar eingeführter; der Begriff beschreibt die Verstädterung. Ich habe mir die Frage gestellt, ob Urbanisierung zum Verlust von Urbanität führen kann. Ich glaube, daß das in gewissen Grenzen der Fall ist.

Ich habe dann anschließend das Programm Ihrer Tagung studiert, und mir ist aufgefallen – und zwar nicht negativ, sondern positiv –, daß dieses Programm in seinen Beschreibungen der einzelnen Gegenstände eine ganze Reihe von Fragen aufwirft – und dies scheint mir charakteristisch für unsere Auseinandersetzung mit der Stadt, mit dem Phänomen, dem Ereignis Stadt.
Es werden Forderungen, Fragen und Sorgen formuliert. Die Bürgermeister, so heißt es, der Großstädte schlagen Alarm; die Begriffe Arbeitslosigkeit, wachsende Armut, Ausländerfeindlichkeit, soziale Konflikte, Einsamkeit, ökologische Belastung, Verkehrsinfarkt, Wohnungsnot, Verschuldung tauchen auf als Ausdruck einer ganzen Ansammlung von Problemen, hinter denen die Frage sich einreiht, ob das alles überhaupt noch kontrollierbar sei.

In den Fragen und Sorgen – vor allen Dingen in den Fragen – klingt ähnliches, aber auch weiterführendes an. Ist die Stadt zu einem kapitalistischen Anlageobjekt verkommen, das heißt: diktieren nur noch der Grundstückspreis, der Mietpreis, die Ertragslage in bestimmten Regionen die Entwicklung der Stadt? Ist sie unplanbar geworden? Ist sie so groß und so unübersichtlich geworden, so widersprüchlich, daß man sie nicht mehr planen kann? Ist ihre Desintegration unaufhaltsam? (So heißt eine Frage, die voraussetzt, daß die Desintegration offenbar stattfindet.) Zerfällt die Stadt – so lautet eine Provokation – in Zonen der Sieger und Zonen der Verlierer? (Für mich eine ganz wichtige Frage, weil hinter ihr ja ein ganz bestimmtes Weltbild steht; was nämlich sind Sieger und was Verlierer? Wie werden sie definiert?)

Zieht sich die Urbanität – lautet eine andere Frage – in die Innenwelt der Einkaufspassagen zurück? Ist die Architektur zum Mittel sozialer Ausgrenzung degradiert? Wie muß man die Rekonstruktion des Bestehenden bewerten? (Das Bild eines nostalgischen Salto rückwärts wird in diesem Zusammenhang benützt. Wenn ich dies im Blick auf die archäologische Rekonstruktion der Frauenkirche in Dresden sagen würde, stieße ich auf erbitterten Widerstand, um nicht zu sagen Unverständnis.) Was für eine Bedeutung hat das drama-

tische Einzelobjekt? (Ich finde den Begriff hervorragend. Ist er Ausdruck von Freiheit oder Ausdruck von Unplanbarkeit?) – Ich halte all diese Fragen, die in Ihrem Programm aufgeworfen werden oder anklingen, für spannend und packend.

Wir stehen ganz offenbar an einem Punkt der Entwicklung – jedenfalls in unserem Denken; ob in der Wirklichkeit, kann ich so aus eigenem Wissen nicht abschließend beurteilen –, in dem viele unserer früheren Gewißheiten weggefallen sind. Wir sind unsicher über die Sinnhaftigkeit dessen, was wir in Gang gesetzt haben; unsicher in der Art und Weise, wie wir unsere Gesellschaft organisieren – oder, besser formuliert: wie unsere Gesellschaft durch unsere Städte zum Ausdruck kommt.

Ich bin Jurist, und als solcher eher zum induktiven als zum deduktiven Denken erzogen. Und ich versuche deshalb, mich der großen Komplexität des Gegenstandes auf zweierlei Weise zu nähern: Einmal, indem ich nach den Kräften und Faktoren frage, die auf die Entwicklung der Städte einwirken und eingewirkt haben. Und zum zweiten, indem ich nach den Strömungen und Entwicklungen in der Gesellschaft frage, mit denen wir es in Zukunft zu tun haben werden. Wobei die Übergänge fließend sind, was nicht nur die Politiker, sondern nach meiner Meinung auch Architekten und Städtebauer, Planer und Ingenieure beachten müssen.

Was ich insoweit zum Gegenstand beitrage – und das ist eine Bemerkung, die die Bitte um Nachsicht beinhaltet – wird nicht von einem Experten Ihres Fachs, sondern von jemandem vorgetragen, der sich aus gutem Grund immer wieder, und zwar sowohl aus politischen wie aus wissenschaftlichen Gründen, mit der Art und Weise befaßt hat, wie Menschen leben und wie sie die Gehäuse und die Umwelt für dieses Leben schaffen.

Die Stadt ist – das kann man wohl unstreitig sagen – ein Produkt, das Ergebnis der Arbeitsteilung. Ohne Arbeitsteilung gäbe es keine Städte; ohne Arbeitsteilung gäbe es keine solche Zusammenfassung der Menschen. Die Stadt war früher sehr viel mehr als heute Schutzraum der Menschen, und zwar auch physisch, nicht nur psychisch. Alte Verteidigungseinrichtungen, unsere mittelalterlichen Städte legen Zeugnis davon ab.

Die Veränderungen, die seither stattgefunden haben, sind Ausdruck der technischen Entwicklung. Diese Wirkung der technischen Entwicklung auf die Städte darf man nicht außer acht lassen. Das gilt nicht nur für die Nachkriegszeit – also die zweite Hälfte des 20. Jahrhunderts –, sondern für einen sehr viel längeren Zeitraum.

Als Produkt der Arbeitsteilung sind die Städte wesentlich beeinflußt worden durch die Organisation der Arbeitsteilung. Die Organisation der Arbeitsteilung wiederum ist tiefgreifend verändert worden mit dem Beginn der Industrialisierung, also mit der Erfindung der Dampfmaschine und der Eisenbahn. Beides, die Dampfmaschine und die Eisenbahn, haben eine hochgradige Konzentration von Produktion zugelassen, die es früher nie gab. Sie haben ermöglicht, daß man schwere Güter über lange Strecken transportiert. Das heißt, man mußte wegen der Dampfmaschine die Produktion konzentrieren, und weil es die Eisenbahn gab, konnte man dies auch.

Wenn man nun die technische Entwicklung weiterverfolgt, stößt man auf ein interessantes Phänomen. Daß sich nämlich Organisation und Art der menschlichen Siedlung und Besiedlung, Stadt und Stadtumfeld, nicht sofort der technischen Entwicklung anpassen, sondern daß dies erst mit einer relativ großen Zeitverzögerung erfolgt, einer Zeitverzögerung, die keineswegs nur mit der Stadt zu tun hat, sondern mit unserer generellen Neigung, einmal entwickelte Strukturen beizubehalten.

Schon gegen Ende des letzten Jahrhunderts ist nämlich die Dampfmaschine, die zu einer Konzentration der Produktion zwang, durch den Elektromotor abgelöst worden, der eine Dezentralisation der Produktion erlaubte. Man hat aber aufgrund der Erfahrungen mit der Konzentration und der sich aus dieser Erfahrung bildenden Geisteshaltung noch jahrzehntelang die These beibehalten, nur eine Konzentration der Produktion sei effizient. Das heißt, noch lange nachdem die Technik bereits ganz andere Strukturen ermöglichte, hat man an der Konzentrationsideologie festgehalten – im Grunde bis weit in die zweite Hälfte dieses Jahrhunderts.

Die nächste tiefgreifende technische Entwicklung, die ebenfalls die Stadt beeinflußt hat, war die Erfindung und die Popularisierung des Automobils als Massen· instrument. Es ist ganz offensichtlich, daß das Automobil – respektive die Erweiterung des Einzugsgebietes des Individualverkehrs – die Individualisierung des Wohnens ermöglichte. Vororte entstanden. (Was die Fachleute Suburbanisation nennen.) Ich kann mich noch gut an die sechziger Jahre erinnern, als in einem Vortrag wie diesem lange Ausführungen gemacht worden waren über die autogerechte Stadt; über die Stadt, die man so gestalten müsse, daß sie ein Maximum an Individualverkehr reibungslos zuläßt.

Das Auto hat nicht nur zur Dezentralisation der Produktion und des Wohnens beigetragen – also zur Entgliederung oder Aufgliederung der Stadt –, sondern vor allen Dingen hat das Auto Transport- und Bewegungswünsche an die Stadt herangetragen, denen diese sich zunächst völlig unterworfen hat – und zwar unter Preisgabe ihrer inneren Kohäsion. Wenn man die autogerechte Stadt in ihrer Perfektion auf sich wirken läßt, wie sie aus den utopischen oder Science-Fiction-Texten der fünfziger und frühen sechziger Jahre spricht, dann besteht die Stadt eigentlich nur aus Verkehr auf allen möglichen Ebenen: unter der Erde, über der Erde, zwei- und dreistöckig. Wohnen und Arbeiten treten gegenüber dieser ungeheuren Expansion der Mobilität völlig zurück.

Die jüngste technische Entwicklung, die auch die Zukunft der Stadt nachhaltig beeinflussen wird (und an deren Anfang wir erst stehen), ist die Entwicklung der elektronischen Kommunikation. Sie relativiert etwas, was die Stadt bisher einmalig machte, nämlich die Dichte der kulturellen Präsenz; die Dichte der Präsenz kultureller Aktivitäten: Theater, Kino, Bühnen, Oper. Die elektronische Kommunikation, insbesondere Fernsehen – namentlich die zunehmende Individualisierung des Fernsehens – relativiert das Bedürfnis nach dieser kulturellen Dichte. Diese neuartige Kommunikation erlaubt die Teilnahme an kulturellen Leistungen auch über sehr viel größere Distanzen hinweg – freilich in einem völlig anderen sozialen Kontext als herkömmlicherweise, nämlich in der kleinen Gruppe oder als Individualist.

Außer durch die technische Entwicklung – und ich kann dies alles hier nur skizzenhaft erwähnen – ist die Stadtentwicklung aus offensichtlichen Gründen auch durch den auf Grund technischer Entwicklung bedingten Wohlstandsanstieg nachhaltig beeinflusst worden. Oder durch das, was man die materielle Expansivität unserer Gesellschaft nennen könnte; also den ständigen Zuwachs des Wohlstandes. Er hat die Gestaltungsmöglichkeiten der Menschen und ihre materielle Befähigung zur Individualisierung ihres Lebens nachhaltig vergrößert.

Die eindrucksvollste Wirkung dieses Prozesses kommt zum Ausdruck in der Expansion der Wohnfläche pro Kopf der Bevölkerung. Wir haben zur Zeit in der ehemaligen DDR, also in den ostdeutschen Ländern, etwa die gute Hälfte der Wohnfläche pro Kopf der Bevölkerung von der in Westdeutschland. Und in Westdeutschland haben wir die mit Abstand höchste Wohnfläche pro Kopf der Bevölkerung in ganz Europa.

Wir leben in Deutschland zur Zeit in einem Wohnungsbestand, der das Ergebnis einer geradezu phänomenalen Expansion ist. Eine Situation übrigens mit der Folge – was nicht hierher gehört, aber doch wenigstens erwähnt werden soll – einer aus ökonomischer Sicht völlig unsinnigen Kapitalbindung: Die Expansion der Wohnfläche hat dazu geführt, daß 42 % der Wohnungen in Westdeutschland – ich kann hier nur die westdeutschen Zahlen nehmen, die ostdeutschen sind atypisch – von einer Person bewohnt werden. 55 % der Zweipersonenhaushalte haben Wohnungseigentum, über 60 % der Dreipersonen- und Mehrpersonenhaushalte. Wir haben 1993, man muß das einfach mal auf sich wirken lassen, in Westdeutschland 40 Quadratkilometer Wohnfläche zusätzlich gebaut, obwohl wir bereits eine Wohnfläche pro Kopf der Bevölkerung von 39 Quadratmeter haben.

Die Wohnungen sind außerdem immer wertvoller geworden, und aus dieser Wertsteigerung ergeben sich natürlich enorme Konsequenzen für die Stadt. Ein Freund – relata refero, ich gebe das wieder, ich habe es nicht selbst überprüft, aber mein Freund und Partner Meinhard Miegel – hat mir neulich gesagt, Regensburg habe um die Jahrhundertwende genauso viele Einwohner gehabt wie heute, nehme aber heute die vierfache Fläche in Anspruch. Man kann sehen, welche Dynamik aus dem Prozeß der Individualisierung in die Stadt getragen wird und in alles das, was die Stadt ausmacht.
Denn die Vervierfachung der Fläche ist weit mehr als ein quantitatives Problem: Damit sind tiefgreifende Veränderungen auch der Qualität, des Zugehörigkeitsgefühls, des durch die Stadt gestifteten Gemeinschaftsbewußtseins, des inneren Zusammenhangs der kleinen und mittleren Lebenskreise in der Stadt und vieles mehr verbunden.

Ich habe schon darauf hingewiesen, daß diese Expansion mit enormen Kosten verbunden war und ist. Es war nämlich nicht nur eine Flächenexpansion, sondern gleichzeitig auch eine Qualitätsexpansion im Spiel. Wenn wir die Qualitätsanforderungen nach unserer Gesetzgebung und nach den aus der Gesetzgebung abgeleiteten Standards für Sozialwohnungen der 60er, 70er, 80er und der heutigen Zeit vergleichen, können wir das ablesen.

Es gibt ja inzwischen interessante Phänomene, die daraus resultieren, daß wir in dieser Frage so viel weiter sind als zum Beispiel die Holländer oder die Belgier. Es gibt diese berühmte Erscheinung an der deutsch-holländischen Grenze, wo Deutsche inzwischen in Holland bauen, weil die Bauvorschriften in Holland erlauben, dass man um etwa ein Drittel bis um die Hälfte billiger baut, und die deutschen Bürgermei-

ster der betroffenen Gemeinden in Bonn protestieren, weil die deutschen Bauvorschriften dieses Bauen nicht ermöglichen und sie Angst haben, ihre Steuerzahler zu verlieren.

Die Folge dieser Entwicklung ist zum Beispiel – nach Auskunft des Bausenators in Berlin –, daß die neuen Sozialwohnungen, die in Berlin entstanden sind, eine Kostenmiete von 40 DM/qm verlangen, und daß sie, wenn sie als Sozialwohnungen dienen sollen, von 40 auf 8 DM subventioniert werden müssen, das heißt, dauerhaft muß für den Quadratmeter Wohnfläche 32 DM Subvention gezahlt werden, damit die Wohnung ihren sozialen Zweck erfüllt.

Ich erwähne das hier aus einem Grund, der normalerweise keine Rolle spielt bei den Debatten: Nicht weil ich meine, daß wir hier zu viel Geld ausgeben – das tun wir sowieso –, sondern weil ich meine, daß diese Kapitalbildung im individuellen Wohnen einer der Gründe dafür ist, daß die Kapitalbindungen in den Infrastrukturmaßnahmen, in den Verkehrsmaßnahmen usw. im Verhältnis zu dem Individualbereich zu klein sind. Die Folge davon ist, daß die Städte sich für diese Infrastrukturen und deren Weiterentwicklung – sie müssen ja diesem expansiven Prozess folgen – in hohem Maße verschulden müssen; so daß die Verschuldung der Städte eine Folge der Expansion der individuellen Ansprüche an die Behausung und an die Entwicklung des Wohnens ist.

Natürlich ist die Stadt und ihr Ansehen, ihr Erscheinungsbild, ihre Atmosphäre, ihre kulturelle Befindlichkeit auch durch die technischen Möglichkeiten des Bauens nachhaltig beeinflusst worden. Was für uns heute schon selbstverständlich ist, war ja vor hundertfünfzig Jahren überhaupt noch nicht möglich. Zum Beispiel konnte man keine Wolkenkratzer bauen, solange man keine Rohre hatte, die den Wasserdruck aushielten, den man brauchte, um das Wasser 30 oder 40 Stockwerke hoch zu bringen. Technische Möglichkeiten haben neue Formen des Bauens erschlossen, die mit großer Geschwindigkeit umgesetzt wurden.

Sowohl die technischen wie die durch die Individualisierung bedingten Entwicklungen, die ich eben skizziert habe, resultieren aus wachsenden Ansprüchen an die Qualität der Wohnungen, der Bürohäuser, der Freiheit der Bewegung; aber zunehmend auch des Umweltschutzes, der Energie-, Wasser- und Abwasserversorgung und -entsorgung sowie des Anspruchs, Natur auch in der Stadt zu haben – kurzum, der ökologischen Dimension der Stadt, die Sie im Laufe Ihrer Tagung ja noch behandeln werden.

Ich will mich darauf hier nicht weiter einlassen. Ich will nur sagen, daß man die ganze Wucht der Entwicklung und ihr Ergebnis dramatisch feststellen kann, wenn man den Zustand der westdeutschen Städte mit den ostdeutschen vergleicht und sich vor Augen hält, daß in Ostdeutschland die Entwicklung etwa Ende der 60er Jahre mehr oder weniger ins Stocken geraten ist. Das gilt nicht nur für die Gebäude, die zunehmend verfielen, sondern für die Handelsstrukturen, für den geringen Anteil an Dienstleistungen, für die nach wie vor starke Konzentration industrieller Aktivitäten auch in Stadtkernen, für die fehlende Modernisierung der Produktion und vieles mehr. Alles das wirkt sich natürlich auch auf die Stadt aus.

Wenn die Stadt ein Produkt der Arbeitsteilung ist und durch sie geprägt wird, dann werden ihre weiteren Entwicklungen auch durch die Veränderung der Arbeitsteilung geprägt. Genau dies ist schon in den letzten Jahrzehnten geschehen und es wird zunehmend weiter geschehen. Wir werden in Deutschland eine dramatische Veränderung vor allem in den industriellen Stadtregionen haben durch die Verlagerung der wirtschaftlichen Tätigkeit von der industriellen Produktion in die Dienstleistung. Das ist keine Verlagerung im Sinne einer Verlagerung der Wertschöpfung; die Wertschöpfung im industriellen Bereich wird eher steigen, auf jeden Fall wird sie nicht relativ gesehen zu den Dienstleistungen nachhaltig zurückgehen. Sondern was geschehen wird, ist, daß in den industriellen Bereichen immer weniger Menschen beschäftigt werden.

Die Intensität der industriellen Produktion, d. h. also die ständige Zunahme der Kapitalintensität der Arbeitsplätze, wird nicht nur die Industriestrukturen, sondern auch die Zahl der Beschäftigten in den Industrien verändern. Sie wird sich reduzieren, und gleichzeitig werden die Industrien, soweit das nicht schon geschehen ist, aus den Stadtkerngebieten zumindest herauswachsen. Dramatisch, oder in seiner ganzen Bedeutung kann man diese Veränderung im Ruhrgebiet ablesen, in Bochum, Duisburg, Dortmund zum Beispiel, die vor 25 bis 30 Jahren noch reine Industriestädte waren und heute überwiegend Dienstleistungs- und moderne Industriestandorte sind.

Die Aufgaben, die sich daraus ergeben, sind etwa die Rückgewinnung der industriellen Brachen, womit wir inzwischen in Ostdeutschland nachhaltig beschäftigt sind. Wir haben ja die alten Industrien alle noch in den Städten – wo wir sie aber nicht gebrauchen können. Über die Rückgewinnung der industriellen Brachen, ihre Nutzung für neue städtische Zwecke – in

dem Maße, in dem große industrielle Einheiten Platz machen und kleinere, hochgradig entwickelte und kapitalintensive Unternehmen sich nicht mehr im unmittelbaren städtischen Umfeld ansiedeln – kann man auch Wohnen und Arbeiten wieder anders zueinander führen als das bisher der Fall war.

Aus diesen Veränderungen ergeben sich eine Reihe von planerischen Aufgaben, die uns erhebliche Sorge machen. Die wichtigste Frage, die auch hier im weiteren Verlauf des Architektentages angesprochen werden wird, ist die Frage: Was siedelt sich denn in den Stadtkernen an? Sind es vorwiegend Dienstleistungen mit relativ hoher Wertschöpfung und deshalb auch hohen Erträgen an Büromieten, an Grundstücksmieten usw., oder bleiben Handel, Wandel und Wohnen auch im Stadtkern erhalten?

Ich glaube, daß man an der westdeutschen Erfahrung, jedenfalls einiger großer Städte, in denen das auch planerisch gut gemacht worden ist – Hamburg gehört dazu –, ablesen kann, daß es eine Art Fluktuation gibt. Daß zunächst einmal die Dienstleistungsunternehmen in die Stadtkerne drängen, und damit die Gefahr verbunden ist, daß Stadtkerne veröden. Daß aber mit wachsendem Wohlstand auch der Einzelhandel wieder in die Stadtkerne kommt, weil die Menschen bereit sind, für Einzelhandelsgüter Preise zu bezahlen, die den Aufenthalt des Handels zu Marktpreisen in den Stadtzentren ermöglichen.

Wir erleben das in Ostdeutschland jetzt gewissermaßen im Zeitraffer: die Ansiedlung von Handelsplätzen um die Städte herum und den Zusammenbruch des alten Handels in den Städten. Das, was sich in Westdeutschland über 30 Jahre vollzogen hat, vollzieht sich hier in zwei, drei Jahren mit zum Teil tragischen Einzelerscheinungen: Es sind viele Einzelhändler dabei, die die ganze Zeit der zentralen Planwirtschaft als privatwirtschaftliche Einzelunternehmen überlebt haben und jetzt feststellen müssen, daß sie mit ihren Strukturen der späten 60er Jahre keine Überlebenschance haben, auch nicht mit noch so viel Subvention. Daß also Neues entstehen muß, und daß sie auch den durch den Wettbewerb gestählten Fähigkeiten westdeutscher Handelsketten und auch Einzelhändler nicht gewachsen sind.

Wir haben deshalb im Freistaat Sachsen, um das praktisch zu wenden, mit besonderer Geschwindigkeit unsere Raum- und Landesplanung vorangetrieben, um den Städten Werkzeuge in die Hand zu geben, diese Auswanderung zumindest zu bremsen, die in den ersten zwei oder drei Jahren relativ unkontrollierte Ansiedlung von großen Märkten auf der grünen Wiese um die Städte herum jedenfalls jetzt unter Kontrolle zu bringen, und damit nicht die Chance zu verlieren, unsere ja an sich erhaltenen und durch den Krieg nur in wenigen Fällen zerstörten Stadtkerne lebendig zu erhalten.

In diesem Zusammenhang ist auch die Überlegung zu sehen – und aller Voraussicht nach wird es so kommen –, daß wir uns in Leipzig dafür entscheiden werden, die Universität im Stadtkern zu behalten. Obwohl das die teuersten Grundstücke sind, die es gibt. Das bedeutet, auch neue Universitätsgebäude dort zu bauen, statt die naheliegende Alternative zu wählen, nämlich eine Campus-Universität außerhalb des Stadtkerns zu bauen. Eines der Hauptargumente dafür ist, daß wir die Studenten in der Stadt behalten wollen, und nicht das ganze mit der Universität verbundene Leben gewissermaßen aus der Stadt hinaus verlagern wollen, mit der Folge, daß sich dann periphere, neue, aber eben keineswegs – im echten Sinne der Urbanität – gelebte städtische Befindlichkeiten einstellen.

Die Stadt wird aber auch, und das ist ebenfalls eine Folge der technischen Entwicklung, genau wie der Stadtkernentwicklung, konfrontiert sein mit dem Umstand, daß der ländliche Raum an wirtschaftlicher Bedeutung gewinnt. Das alte Stadt-Land-Verhältnis, das früher einen wesentlichen Unterschied zwischen diesen beiden Räumen gewährleistet hat, verschwindet. Das hat etwas mit der hohen Mobilität zu tun, das hat aber auch mit der Kommunikationstechnologie zu tun. Ein Software-Betrieb zum Beispiel kann sich heute genauso gut irgendwo im Münsterland ansiedeln wie im Ruhrgebiet oder in der Nähe der Sächsischen Schweiz oder in der Lausitz, statt in Dresden, wenn die Standortkosten dort geringer sind. Die Standleitung kostet nicht viel, und die Kommunikation ist so perfekt, als wäre man in der Stadt. Da gibt es keinen Unterschied.

Die technische Möglichkeit der Dezentralisation wird in dem Maße zusätzlich genutzt werden, in dem die Unternehmen – gleich ob es sich um Produktion oder Dienstleistung handelt – durch den nationalen und internationalen Wettbewerb zu Kostenersparnissen gezwungen werden, also scheinbare Standortnachteile – sprich Stadtkernferne – in Kauf nehmen, um ihre Kosten zu reduzieren. Das wird auch bei uns der Fall sein, zumal wir in den nächsten Jahren eine nachhaltige Umstrukturierung unserer arbeitsteiligen Prozesse erfahren werden – in dem Maße nämlich, in dem die östlichen westeuropäischen und die osteuropäischen Länder in den gesamteuropäischen Markt eintreten.

Wir im Freistaat Sachsen haben Nachbarn in Böhmen und in Schlesien. Der Lebensstandard in Böhmen beträgt ein Fünftel des heutigen sächsischen, und in Schlesien etwa ein Siebtel, wenn man die Einkommen zugrunde legt.
Und das wird noch auf lange Zeit so sein. Die Annäherung der Lebensstandarde wird mindestens ein bis zwei Generationen dauern. Und in der Zwischenzeit wird es aber notwendig sein, unsere Märkte für die Leistungen der dortigen Ökonomien zu öffnen. Daraus wird ein Druck für die Hersteller entstehen, der so groß sein wird, daß kostenmäßige Standortvorteile außerhalb der städtischen Räume in Anspruch genommen werden.

Die Folge wird sein, daß man nicht mehr die bisherige Prioritätenabwägung vornimmt, wegen der kulturellen Dichte der städtischen Regionen höhere Kosten in Kauf zu nehmen, sondern man wird sich stärker dezentralisieren. Für die ländlichen Räume ist das ein großer Vorteil, zumal mit Blick auf den weitgehenden Wegfall landwirtschaftlicher Beschäftigung. Aber auch für die städtischen Räume bedeutet das eine wesentliche Veränderung. Wir können diese Veränderung noch nicht wirklich planen, aber wir können sie schon erkennen.

Die Stadt ist – und das ist ein bleibender Unterschied zum ländlichen Raum; ich habe es mal so genannt: – ein Schutzraum für anonymes Leben. Die entscheidende Frage, die sich mir stellt unter dem Gesichtspunkt „Risiko Stadt" ist die Frage: Wer sucht denn diese Anonymität vor allem? Also: Wer sucht die Stadt auf, ihrer vergleichsweise hohen Anonymität wegen? Sind das die Menschen, die wir eigentlich gerne in der Stadt hätten unter dem Gesichtspunkt der Urbanität – erste Definition –, also der verfeinerten Lebensweise, des hohen Lebensstandards, der kulturellen und geistigen Entwicklung, der Elitebildung? Oder sind es andere Leute, z. B. Menschen, die illegal einwandern, oder überhaupt die Einwanderer, oder Leute, die aus anderen Gründen, keineswegs nur aus Gründen z. B. der kriminellen Neigung, Anonymität suchen? Wir wissen das nicht; ich weiß es jedenfalls nicht. Ich glaube allerdings, daß das eine wichtige Frage ist.

Ich will das an einem Beispiel deutlich machen, ehe ich zu den Zukunftsentwicklungen komme; aber es ist schon ein Vorgriff auf diesen letzten Abschnitt: Im Zusammenhang mit der gesetzlichen Alterssicherung wird heute viel darüber diskutiert, daß man die gesetzliche Rentenversicherung nicht ändern müsse, weil die demographischen Defizite, die durch das Geburtenverhalten unserer Bevölkerung entstehen, und die an sich dieses System gefährden würden, kompensiert werden könnten durch Einwanderung.

Wir haben uns mal hingesetzt und überlegt, wieviel Einwanderung stattfinden müsste, um die demographischen Defizite zu kompensieren. Und wir haben diese Schätzungen dann projiziert auf die bisher bekannten Verhaltensweisen von Einwanderungen, was die Verteilung auf Stadt und Land betrifft; da gibt es ja Erfahrungssätze. Dabei haben wir festgestellt, daß, wenn das demographische Defizit durch Einwanderung ausgeglichen werden sollte, unsere Städte zu etwa 50 % von Nichtdeutschen bewohnt sein müssten. Ob die dann später mal deutsche Staatsbürger sind oder nicht, ist jetzt nicht entscheidend. Entscheidend ist, daß der wesentliche Teil der Zuwanderung aus anderen als den westeuropäischen Kulturräumen stattfinden würde. Denn in Westeuropa findet überall die gleiche Entwicklung statt, wenn auch mit zeitlichen Verschiebungen. D. h. – und deshalb erwähne ich das –, daß hier eine sehr starke Problemvernetzung gesehen werden muß. Die Art und Weise, wie wir diese Probleme in Zukunft lösen, wird also auch auf die Entwicklung der Städte einen entscheidenden Einfluß haben.

Lassen Sie mich noch einige wenige Sätze zu diesen Zukunftsentwicklungen sagen, die uns natürlich besonders beschäftigen, weil wir in der einmaligen Situation sind, Städte praktisch wieder aufbauen zu müssen. Dresden, Leipzig, Chemnitz sind natürlich da, aber wir wollen sie ja nicht so lassen, wie sie sind; wir wollen die Kriegszerstörungen, die nach unserer Auffassung notdürftig, unzureichend oder fehlerhaft repariert worden sind, überwinden.
Wir wollen die Städte wieder so gestalten, daß sie eine dauerhafte Gültigkeit haben, auch in der Art, wie sie gestaltet sind. Wir wollen das Alte, das noch erhalten ist, und das man erhalten kann, mit Neuem verbinden, von dem wir aber hoffen, daß wir es so gestalten, daß es auch gültig bleibt, und nicht in 10 oder 20 Jahren als überholt angesehen werden muss.

Wir sind in vielfältiger Weise zu sehr viel mehr Gestaltung gezwungen als die westdeutschen Städte in ihrem jetzigen Entwicklungsstadium. Also fragen wir: Was passiert denn? Was wird in Zukunft passieren?

Für mich steht bei der praktischen Beeinflussung der Stadtentwicklung die demographische Entwicklung im Vordergrund. Es gibt viele andere Entwicklungen, die zu berücksichtigen sind: die Werthaltungen zum Beispiel und auch die Veränderungen des Verhältnisses von Individualismus und Gemeinschaftsorientierung. Aber etwas, was wir überhaupt nicht ändern

können für die nächsten 20 bis 25 Jahre, ist die demographische Entwicklung. Das ist gewissermaßen jetzt schon ein Faktum.

Die Rentenpolitiker lehnen es zwar ab, über das Jahr 2005 hinaus zu diskutieren, mit der Behauptung, kein Mensch wüsste, wie das weiterginge. Aber diese Behauptung ist eine Schutzbehauptung, die eine inhaltliche Analyse der jetzigen Systeme vermeiden oder verhindern soll. Tatsächlich sind diejenigen, die in 20 Jahren in das Erwerbsalter eintreten werden, heute geboren. Also haben wir einen ziemlich genauen Überblick darüber, wieviele Arbeitskräfte mit 20 Jahren uns – ohne Blick auf die Einwanderungen, die man in gewissem Umfang beeinflussen – im Jahre 2014 zur Verfügung stehen.

Das sind Projektionsräume, die nicht die Projektionsmöglichkeiten ausschöpfen. Wenn wir einmal von der hohen Wahrscheinlichkeit ausgehen, dass sich das Geburtenverhalten der geburtenstarken Jahrgänge in den nächsten fünf Jahren nicht dramatisch verändert, können wir ziemlich genaue Auskunft darüber geben, wie sich die jetzt in Deutschland vorhandene Bevölkerung entwickelt. Und dann sehen wir, daß die Städte in Deutschland zu Beginn dieses Jahrhunderts Behausung für eine Bevölkerung mit einem Durchschnittsalter von 25 Jahren waren, und daß sie zum Beginn des 21. Jahrhunderts die Behausung für eine Bevölkerung darstellen werden mit einem Durchschnittsalter von 50 Jahren.

Diese dramatische Veränderung der demographischen Struktur wird sich natürlich auch in Ansprüchen an die Städte niederschlagen. Die Zahl der Menschen, die nicht mehr in Arbeit steht, die Zahl der Menschen, die gänzlich andere Konsumverhalten, gänzlich andere Bedürfnisse haben – nämlich die älteren Menschen – wird rapide zunehmen. Im Jahre 2020 wird jeder dritte Deutsche älter als 60 Jahre sein, wenn wir dies nicht durch eine dramatische Einwanderung korrigieren.

Was hat das für Folgen für das Wohnen? Ein wesentlicher Teil der Einpersonenhaushalte in Deutschland ist heute schon nicht ein Haushalt jener „Singles", die im Club Mediterrané und sonstwo anzutreffen sind, sondern es handelt sich um ältere Menschen, vorwiegend Frauen, die mit vergleichsweise bescheidenen Möglichkeiten und Mitteln leben. Die Zahl der älteren Menschen wird sich vermehren, und sie werden immer mehr unter Einsamkeit leiden. Und die Bevölkerung wird möglicherweise dieses wachsende Einsamkeitsphänomen nicht ertragen, und ihre Haltung zu der Art und Weise, wie alte Menschen leben, verändern.

Sind wir in unseren Wohnbauten, in unseren Wohnstrukturen darauf eingerichtet? Sind sie ausreichend flexibel, um aus einer großen Anhäufung von 60-qm-Wohnungen Wohnungen zu machen, die eine größere Wohnvielfalt und auch ein Bewohnen durch mehrere Personen erlauben, und zwar auch in neuen Strukturen? Entwickeln werden sich zunehmend nicht Familienstrukturen, sondern, sagen wir einmal, Coop-Strukturen. Gemeinschaften, in denen sich mehrere ältere Menschen die Infrastrukturen einer Wohnung teilen, um auf diese Weise auch ihre Kosten zu senken?

Alles das wird an die Städte herangetragen werden. An die Städte wird von der älteren Bevölkerung herangetragen werden, daß sie ganz andere Einkaufsbedingungen brauchen als die Jüngeren. Es wird herangetragen werden, daß eine ältere Bevölkerung nicht in gleichem Umfang die Individualmobilität in Anspruch nehmen kann wie eine jüngere; daß sie also in anderer Weise auf öffentliche Verkehrsmittel angewiesen ist als eine jüngere, und daß die öffentlichen Verkehrsmittel auch andere Leistungen erbringen müssen. Schon heute wird im Zusammenhang mit der Entstehung von neuen Gewerbegebieten außerhalb der Städte von unseren Stadtvätern und -müttern gesagt: Bedenkt ihr auch, daß die alten Menschen da noch hinkommen können, die bisher gewohnt waren, in ihrem unmittelbaren Einzugsgebiet ein ausreichendes Einzelhandelsangebot zu haben? Und wie werden neue Kommunikationsräume entstehen?

Auf diese und andere Anforderungen müssen wir uns einstellen. Das Bauen in den Städten muß ihnen gerecht werden. Und auch die Ausmaße neuen Wohnraumes müssen mit Blick auf die Kriterien einer gesunden Urbanität gemessen werden. Derzeit kann man mitunter den Eindruck gewinnen, daß das Bauen zunehmend zu einem Problem der Beschäftigung wird: Daß also heute viel gebaut wird, nicht, weil wir eine Wohnungsnot im echten Sinne des Wortes haben, sondern weil wir Sorge haben, daß wir ohne Bauen Beschäftigung verlieren. Das sind aber sehr problematische Kriterien für die weitere Entwicklung unserer Urbanität. Es wird gebaut für die Beschäftigung, statt daß wir uns überlegen, wie wir denn das in den Wohnungsbeständen bereits gebundene Kapital intelligenter einsetzen können.

Dies ist eine wesentlich generellere Thematik, die ich hier nicht vertiefen kann, die mich aber zu dem Problem der sozialen Strukturen führt. Meinhard Miegel und ich haben seit 15 Jahren – 1979 haben wir die Schrift vorgelegt – dafür geworben, die Wohnbaupo-

litik in Deutschland grundlegend zu verändern. Das heißt zum Beispiel, von der Objektförderung wegzukommen und zu einer echten Subjektförderung zu kommen, und eine ganze Reihe anderer Maßnahmen zu ergreifen, z. B. die Abschaffung des Kündigungsschutzes bei Luxuswohnungen.

All das ist bisher nicht gelungen. Die Folgen sind weitergehende Kapitalbindungen von zum Teil unsinnigen Proportionen. Die Zahl derer, die eine Zweitwohnung in einem Universitätsort in einem exklusiven Gelände vorhalten für ihre Kinder, die in zehn Jahren studieren, und diese Wohnung nicht vermieten, weil sie selbst mit einer Eigenbedarfsklage den Mieter nicht herausbringen, obwohl der Mieter für den gleichen Mietpreis mindestens ein Dutzend anderer Wohnungen in der Stadt nachfragen könnte, also durch den Kündigungsschutz lediglich vor Umzugskosten geschützt wird, aber nicht davor geschützt wird, daß er auf der Straße sitzt, ist inzwischen statistisch erfaßbar. Es handelt sich hier um offensichtliche Fehlentwicklungen, die wir dem Sozialsystem im weitesten Sinne und den sozialen Interventionen verdanken. Dagegen wird eine kinderreiche Familie selbst mit Hilfe des Wohngeldes, das sie zu erwarten hat, nicht in der Lage sein, eine angemessene Wohnung nachzufragen.

Wir haben versucht – und das machen wir jetzt mit größerer Intensität im Osten; es wird auch hier gemacht, aber nach meinem Eindruck bisher nicht mit ausreichendem Erfolg –, den Wohnungsbau, soweit wir ihn fördern, nicht mehr unter dem Gesichtspunkt auszuschreiben: welche Leistungen wollen wir haben, und dann nehmen wir den, der diese Leistungen am preiswertesten erbringen kann. Sondern wir sagen, wir schreiben eine Wohnung aus, die darf nicht mehr als 1.800 oder 2.000 DM/qm ohne Grundstückspreis kosten, und dann geben wir den Zuschlag demjenigen, der mit diesen DM 2.000 am meisten bewirken kann. D. h. wir leiten den Wettbewerb um auf eine andere Frage – nicht auf die Frage, wer das Gewünschte am preiswertesten anbietet, sondern wer im Rahmen der finanziellen Vorgabe die effektivste Problemlösung anzubieten hat. Ich glaube, daß viele dieser Dinge notwendig sein werden, um den Wohnungsbau auf eine andere Schiene zu bringen. So wie er jetzt ist, als Sozialveranstaltung, wird er in wenigen Jahren nicht mehr bezahlbar sein. Das ist er im Grunde heute schon nicht mehr.

Ich habe bereits von der Veränderung der Produktionsstrukturen gesprochen und davon, daß sie eine Verringerung der Beschäftigten im Bereich der industriellen Produktion zur Folge haben wird. Meine Einschätzung der zukünftigen industriellen und wirtschaftlichen Entwicklung in Deutschland schließt die Erwartung ein, daß die Beschäftigungsquote, also die Anzahl der Beschäftigten aus der erwerbsfähigen Bevölkerung im sogenannten ersten Arbeitsmarkt nicht steigen, sondern eher zurückgehen wird.

Das heißt, daß die Zahl derer, die in dem heutigen ersten Arbeitsmarkt zu angemessenen Löhnen und zu angemessenen Arbeitsbedingungen arbeiten, auch bei weiterem Wirtschaftswachstum nicht zunehmen wird. Man wird deshalb versuchen – wie man das auch in Amerika gemacht hat –, die bisher im informellen Lebensbereich erbrachten Leistungen zu kommerzialisieren. Zum Beispiel das McDonald's-Phänomen: Frau und Mann frühstücken nicht in der eigenen Wohnstube, sondern der Mann geht in den „Coffee-Shop" und kauft das Frühstück, und die Frau steht hinter der Theke und macht es. Die Frau wird dafür bezahlt, der Mann bezahlt dafür. Das ganze ist ein wirtschaftlicher Vorgang, und es ist ein Arbeitsplatz entstanden, aber die Qualität des Vorgangs Frühstück hat nicht zugenommen.

Auf den Nenner gebracht ist dies ein Phänomen, dem wir z. B. in den Vereinigten Staaten einen Zuwachs von ungefähr 18 Mio. Arbeitsplätzen verdanken – mit Einkommen, die zum Teil unterhalb des Existenzminimums liegen. Denn diese Kommerzialisierung – man kann auch sagen: Industrialisierung nicht industrialisierter Lebensbereiche – kann man nicht zu den Bedingungen durchführen, zu denen eine Bank oder ein Industrieunternehmen Dienstleistungen von Arbeitnehmern bezahlt.

Nun ist die Frage – und das ist für die städtische Entwicklung eine ganz entscheidende Frage – wollen wir diese Richtung gehen? Wollen wir also eine ständige Verstärkung der entgeltlichen Tätigkeiten, weil wir der Meinung sind, daß man nur über entgeltliche Arbeit an der gesamtgesellschaftlichen Wertschöpfung beteiligt werden kann, oder wollen wir das anders organisieren? Das ist eine Schlüsselfrage für die Entwicklung der Städte.

Man kann es anders organisieren. Man kann auch die kleineren Lebenskreise aktivieren; man kann dazu beitragen, daß sie reaktiviert werden. Das setzt aber wesentliche Veränderungen im Sozialsystem voraus. Die gegenwärtigen Sozialsysteme begünstigen die Individualisierung der Gesellschaft. Sie sind auf die Einzelfallsicherung, die Einzelpersonensicherung und nicht auf die Gruppensicherung abgestellt. Die Folge ist, daß das Zusammenhalten von Menschen in kleinen Lebenskreisen, mit der Familie angefangen, seines ökonomischen Zweckes zunehmend beraubt wird.

Aus ethischen und moralischen Gründen alleine bleiben die Leute aber nicht zusammen. Das heißt, die Kohäsion nimmt nachhaltig ab. Damit nimmt die Individualisierung zu, die wiederum die Stadt in ihrer Struktur nachhaltig beeinflußt.

Ich kann die Frage nicht beantworten, welche Folgen die nachlassende Kohäsion in der Gesellschaft für das städtische Leben hat. Ob sich andere Formen des Zusammenhaltes – was hält uns zusammen? – bilden, ob man zurückkehrt oder sich fortentwickelt zu etwas größeren Gemeinschaftsbezogenheiten. Oder ob Vakui entstehen, Leerräume, die nicht mehr durch gelebte und durch Verantwortung unterlegte Gemeinsamkeiten gestaltet und ausgefüllt werden, und was dann in diesen Leerräumen passiert.

Wenn ich die Literatur über die wachsende Kriminalität und die Gewaltgeneigtheit der Jugend in den Städten lese – also das, was dazu in den letzten Jahren und zunehmend geschrieben wird –, stoße ich immer wieder auf die Feststellung, das sei eine Folge der Sinnentleerung, der Anonymität und der unzureichenden Funktionsfähigkeit der Familie und vieles mehr. Das ist, wenn Sie so wollen, alles ein Ergebnis der hochgradigen Präferenz von Selbstverwirklichung und Individualität – wie ich nicht negativ oder positiv, sondern nur feststellend erwähne. Die Konsequenz ist allerdings, daß das, was eine Stadt auch ausmacht, nämlich eine gefüllte, eine lebende Straße, nicht stattfindet. Es ist interessant, daß die „youth-gangs" und diese ganzen kleinen und mittleren Gruppen von jungen Leuten, die offenbar den Wunsch oder die Sehnsucht haben, eine Gemeinschaftsidentität zu erleben, und dies durch Zusammenrottung und Konfrontation versuchen, daß diese Gruppen eben diese leeren Straßen füllen, d. h. daß es ihre Territorien sind.

Die Entleerung der Straße ist eine große Gefahr für die Stadt; und zwar nicht die entleerte Straße, damit da Autos fahren können, sondern die entleerte Straße, auf der nichts mehr passiert, die von den Bürgern nicht in Anspruch genommen wird. Zu den prägenden Erfahrungen aus meiner Ruhrgebietszeit gehört die Entwicklung in den frühen 70er Jahren in Essen und in Bochum (ich habe in Bochum gelebt und gearbeitet). Nämlich die Entwicklung, daß in diesen großen Städten plötzlich eine Dezentralisation stattfand, die mit Stadt-, mit Straßenfesten begann, die sich dann zunehmend verdichtete, und aus der sich neue kleine Lebenskreise entwickelten, in denen die Bevölkerung bereit war, die mit der Dichte verbundene soziale Kontrolle zu akzeptieren. D. h. es wurde genau das gesucht, was ein Dorf kennzeichnet: daß man nämlich im übersichtlichen Zusammenleben einer sozialen Kontrolle unterworfen ist. Von diesem aber will sich die Individualisierungsbewegung befreien, da sie soziale Kontrolle ablehnt. Soziale Kontrollen sind bis vor wenigen Jahren in Deutschland nachhaltig ideologisch diffamiert worden – während man bürokratische Kontrollen interessanterweise akzeptiert hat. Kurz gesagt: Diese sozialen Kontrollen werden wieder gesucht, jedenfalls in den skizzierten Teilbereichen. Dies ist eine interessante Reaktion auf die leere Straße.

Ich habe bereits von der Einwanderung gesprochen und eine Ursache erwähnt: die Demographie. Es gibt eine zweite Ursache, die fast ebenso unüberwindlich ist, das ist das Wohlstandsgefälle. Wir werden auf Jahre, wenn nicht auf Jahrzehnte, in unserem zunehmend offenen Europa ein Wohlstandsgefälle haben, und mit der politischen Öffnung Europas eine Vereinfachung der Wanderung. Dies wird zu Zuwanderungen in die Städte führen; das ist unvermeidlich.

Das Interessante ist nun, daß diese Zuwanderung auch deshalb vor allen Dingen in den Städten stattfinden wird, weil man sich im ländlichen Raum als Fremder schneller integrieren muss.
Man kann nämlich in einem Dorf oder in einer Kleinstadt nicht die Zahl von Menschen gleicher Herkunft, also gleicher Religion, gleicher ethnischer Herkunft, zusammenbringen, die notwendig ist, um die eigene kulturelle Identität aufrecht zu erhalten. Das kann man nur in der Stadt. Ich möchte das mal als aktive Ghettos bezeichnen, d. h. also als in der Stadt von den Beteiligten bewußt in Besitz genommene Räume, um in der bisherigen Lebensweise weiter leben zu können.

Ich würde sehr gerne hierbleiben, um die Diskussion über die multikulturelle Stadt mitanzuhören. Ich glaube nicht an deren Möglichkeit. Ich wäre froh, wenn ich widerlegt würde. Aber gerade die Erfahrungen in den Vereinigten Staaten, wo ich das alles immer sehr genau verfolgt habe, sprechen eine andere Sprache. Die Wandlung – wie man in Amerika sagt: – vom Schmelztiegel zur Salatschüssel, d. h. daß alles in seiner Identität vorhanden ist, und die zunehmenden Spannungen, wenn unterschiedliche Kulturen auf dichtestem Raum aufeinanderstoßen, das Bedürfnis nach Abgrenzung, das dann offensichtlich kaum noch überwindbar ist, und nicht zuletzt die jedenfalls nach gegenwärtiger Erfahrung begrenzte Belastbarkeit von Toleranz: Dies alles wird zu einer Veränderung der Städte führen, wenn es zu größeren Einwanderungen aus nicht gleichartigen kulturellen Räumen kommt. (Und aus gleichartigen kulturellen Räumen wird es kaum noch Einwanderung geben.) Die Folgen, die das für Städte hat, die vermag ich

nicht vorauszusehen. Ob das Kreuzberg-Phänomen ein normales Phänomen wird, daß es ethnisch, religiös oder sonstwie definierte Stadtteile gibt, die dann in einem lockeren Verbund zusammen sind und gewissermaßen durch Kommerz und Arbeitsteilung miteinander verbunden werden, aber nicht durch gesellschaftliche, religiöse oder weltanschauliche Integration, weiß ich nicht.

Ich habe mit Interesse vor einiger Zeit – ich glaube, es ist jetzt ein oder anderthalb Jahre her – eine Entscheidung gelesen, die einen Hamburger Vorort betraf und den Versuch, dort Container für Asylsuchende aufzustellen. Es ging um die Bereitschaft eines Gerichtes, wenn ich das richtig in Erinnerung habe, in bestimmten Villenregionen diese Aufstellung zu untersagen, aber in anderen Räumen nicht. Demnach können sich dann in den Städten auch insofern privilegierte Zonen entwickeln, als in diesen Zonen keine Integrationsforderungen gestellt werden, während in anderen Bereichen eben Integrationsforderungen gestellt werden. Im Endergebnis und zuende gedacht könnte dies dazu führen, daß die weniger bemittelten und in der Regel aus diesem Grund auch weniger gebildeten Schichten eine höhere Toleranzleistung erbringen müssten als die gebildeten Schichten. Eigentlich sollte es ja gerade umgekehrt sein. Aber in dem Augenblick, in dem die mit höherer Bildung erworbenen Lebensstandards durch Toleranzleistungsanforderungen in Frage gestellt werden, hört eben auch da die Toleranz auf. Welche Wirkungen das auf die Stadtentwicklung hat, darüber muß man zumindest nachdenken.

Das letzte, was ich erwähnen möchte, ist die zunehmende Vernetzung. Die zunehmende Vernetzung und die damit verbundene weitere Beförderung der Möglichkeit kommunikativer Individualisierung. Was will ich damit sagen? Ich will damit sagen, daß die technische Entwicklung insbesondere im Bereich der Individualisierung der Fernsehprogramme – also das sogenannte aktive Fernsehen, das Einwirken auf die Programmgestaltung und seine Individualisierung – für die innere Kohäsion von Städten ein großes Problem werden kann.

Keine Stadt, überhaupt keine menschliche Gesellschaft kann auf die Dauer zusammenbleiben, wenn es nicht ein Minimum an gemeinsamer Information gibt, auf der der Konsens beruht, der in einer Gesellschaft bestehen muß, wenn die Individuen in interaktiver Form zusammenwirken und etwas Gemeinsames gestalten sollen. Dieser Konsens ist nicht nur fachinformationsbedingt.
Auch generelle Informationen – kulturelle Erlebnisse und vieles mehr – müssen diesen Konsens ständig wieder neu formen, bilden und aufrechterhalten.

Nehmen Sie einmal an, wir hätten 50 Fernsehprogramme, unter denen man wählen kann, und in einer Schulklasse von 30 Kindern schaltet am Abend vorher jeder ein anderes Fernsehprogramm an. Ich habe mal eine Schulklasse gefragt: „Was ist denn dann, wenn ihr am nächsten Tag in die Schule kommt, worüber redet ihr denn dann". Sie haben mir geantwortet, sie könnten dann eben über die Werbung reden. Dies war eine außerordentlich interessante Antwort. Sie haben dann – wenn man das verallgemeinert als ein Phänomen der kommunikativen Fragmentarisierung der Gesellschaft – nur noch ein sehr geringes gemeinsames Kommunikationsniveau.

Je dichter und höher entwickelt unsere Städte sind, um so komplexer sind sie aber in ihrer ganzen Gestaltung, es sei denn, es sollen hierarchische Befehlsstrukturen werden, aber das widerspricht der Stadt fundamental als Raum der Freiheit. Wenn die Stadt Raum der Freiheit ist, dann müssen die freien Bürger miteinander kommunizieren und gemeinsam gestalten im arbeitsteiligen Prozeß. (Wobei ich unter arbeitsteilig nicht nur die produktive Arbeitsteilung, sondern generell die gesellschaftliche Interaktion verstehe.) Und die Mitglieder der Gesellschaft müssen eine gemeinsame Zielvorstellung, ein gewisses Konsensniveau haben. Sonst geht das nicht. Wenn man ganz unterschiedliche Informations- und Zielvorstellungen hat, kann man nicht in hohen, komplexen Systemen interaktiv zusammenarbeiten. Je höher die Komplexität, um so höher das Konsensniveau. Wie aber sichern die Städte dieses Konsensniveau, wenn die Technologie in allen Bereichen Instrumente zumindest bereitstellt, die dazu verführen können, sich auch im Bezug auf die Kommunikation – und damit die jeweils verfügbare Information – hochgradig zu individualisieren?

Ich will nur sagen, daß ich dies als ein zentrales Problem der hochentwickelten Industriegesellschaft ansehe. Denn wenn dieses Kommunikationsniveau nicht besteht, fühlen sich die Menschen gefährdet. Sie spüren, daß der Zusammenhalt der Gemeinschaft so nicht möglich ist. Und wenn sie die Sorge haben, daß die Gesellschaft über die informative Fragmentarisierung zerfällt, dann werden sie bereit sein, Hierarchien zu akzeptieren, damit der Verfall nicht eintritt. Eine „starke Hand" wird herbeigesehnt. Und das bleibt dann nicht auf die Stadt beschränkt, sondern das ist ein generelles Phänomen.
Das wird auf dem Land nie so schnell eintreten, weil da die informelle Kommunikation viel dichter ist als in der Stadt. Aber es wird natürlich auf das Land übergreifen, und das hat mich persönlich schon seit Jahren immer wieder zu der Frage geführt, ob es für eine Stadt eine optimale Größe gibt. Ob es denkbar ist,

daß man ähnlich wie bei produktiven Einrichtungen und bei sonstigen gesellschaftlichen Veranstaltungen im wirtschaftlichen Bereich auch bei der Stadt eine optimale Größe identifizieren kann. Ich weiß es nicht, aber ich neige zur Einschätzung, daß es so etwas gibt.

Das lehrt mich eine ganz praktische Erfahrung, mit der ich zu Ende kommen möchte, nämlich die Erfahrung mit unseren drei sächsischen Großstädten. Diese drei sächsischen Städte haben alle eine Größe von zwischen einer halben Million und 300.000 Einwohnern. Sie halten alles vor, was eine Stadt bieten sollte. Insbesondere die beiden größeren; aber die Stadt Chemnitz wird, sobald die wirtschaftliche Entwicklung wieder in Gang kommt, das genauso können; sie hat es früher auch gekonnt. Sie halten ein breites kulturelles Angebot vor, was im übrigen weit in den ländlichen Raum hineinstrahlt und auch dort zur Aktivierung eigenständiger kultureller Aktivitäten führt. Wir haben ja deshalb jetzt die sogenannten Kulturregionen eingeführt, um einen gewissen Lastenausgleich herzustellen zwischen Gemeinden, die kulturelle Einrichtungen haben und solchen, die keine haben.

Die drei Städte also halten, kurzum, die Voraussetzung für die Bildung von Gesellschaft vor; es ist eigentlich alles da. Und wenn ich mir jetzt überlege, was es für Vorteile für Dresden oder Leipzig gäbe, wenn sie doppelt oder dreifach so groß wären, fällt mir keiner ein. Umgekehrt sehe ich, daß sich Städte zunehmend unkontrolliert ausdehnen – ich befürchte das zum Beispiel auch für Berlin –, und daß sich in diesen unkontrollierten Ausdehnungen Phänomene entwickeln, die man mit der Urbanität, von der hier zunächst die Rede war, nicht beherrschen kann. Ich meine Phänomene, die eine intensive staatliche Einwirkung auf das Leben der Menschen verlangen. Zum Beispiel aus Gründen der Sicherheit. Stellen Sie sich einmal vor, in der Anonymität einer Großstadt bildet sich, bei abnehmender Beschäftigung und fehlender kultureller Substitute oder Alternativen, eine kriminell orientierte Infrastruktur. Wenn Sie die unter Kontrolle bringen wollen, müssen Sie die Stadt praktisch so kontrollieren wie den Passagier am Flughafen. Das kann keine Zukunftsvision sein.

Welche Größe ist also die richtige, um solche Entwicklungen schnell und sicher auf der Basis einer „Civil Society“ und nicht einer kontrollierenden Staatsmacht zu beherrschen? Ich glaube, daß es dafür eine optimale Größe gibt. Definieren würde ich die optimale Größe durch drei Elemente. Das soll meine Schlußbemerkung sein:

Das eine Element ist die Regelkreisfähigkeit. Wenn ich in der Lage bin, durch selbststeuernde Regelkreise, also Selbstverwaltung, Gemeinschaftsverantwortung zu organisieren, etwa durch Kammern oder auf andere Weise. Gemeint ist bürgerliche Mitbestimmung in vielen Bereichen, aber nicht im Sinne der Prävention des Handelns, sondern der aktiven Mitgestaltung und ähnliches – also überschaubare Formen der Organisation der Bürgerlichkeit, die Selbststeuerungsfähigkeit hat.

Das Zweite: eine Stadtgestaltung, die die Bildung und Erhaltung kleiner Lebenskreise unterstützt. Die jedenfalls nichts tut, um sie zu verhindern oder wesentlich zu erschweren. Das halte ich für eine außerordentlich wichtige gesellschaftliche Aufgabe, aber auch eine außerordentlich wichtige architektonische Aufgabe. Die Fugger haben in Augsburg, um ein Beispiel zu nennen, die von ihnen gestifteten alten Siedlungen an den Markt gebaut; mitten in die Stadt. Und haben gesagt: wir wollen, daß die Alten, die da leben, teilhaben an dem gesellschaftlichen Leben der Stadt. Das war eine politische, sozialpolitische Entscheidung von – wie ich glaube – hoher Bedeutung.

Beide Punkte zielen auf individuelle Verantwortung, ermöglichen sie. Nötig ist aber – drittens – ein weiteres Element, nämlich kostengerechte Preise für solche Leistungen. Die Illusion der Kostenlosigkeit muß aufgehoben werden. Dazu gehört die Transparenz der Stadtverschuldung. Wenn Sie in eine Schweizer Stadt kommen – dies gilt in der französischen Schweiz genauso wie in der deutschen –, die ein Rathaus baut, werden Sie große Tafeln finden, auf denen steht, was das Rathaus kostet und wie es finanziert werden soll. Und die Bürger werden eingeworben, diesen Kredit zu genehmigen. Und zwar durch eine Bürgerabstimmung. Und wenn die Bürger der Meinung sind, daß das alte Rathaus es tut, werden sie die Investition ablehnen. Und wenn sie der Meinung sind, daß das neue Rathaus erforderlich ist, werden sie die Investition genehmigen und die Rückzahlung gleich mit beschließen. Das heißt, es funktioniert hier ein Regelkreissystem, das ich als eine außerordentlich wichtige Selbstkontrolle empfinde, welches die Städte, die Stadtväter daran hindert, mit Blick auf mögliche Zukunftsbedürfnisse Schulden einzugehen, die nachher kein Mensch mehr zurückbezahlt oder auch zurückzahlen kann, es sei denn durch inflationäre Prozesse.

Diese Verdichtung der individuellen Verantwortung bezogen auf die Gemeinschaft der Stadt halte ich für unverzichtbar. Ich bin zutiefst davon überzeugt, daß die Art, wie unsere Städte sich entwickeln, immer Ausdruck unserer Kulturfähigkeit sein wird, und daß

der Zerfall der Städte gleichbedeutend ist mit dem Zerfall der Kultur. Und daß gegen diesen Zerfall der Staat nichts ausrichten kann, jedenfalls wenn er ein demokratischer Staat ist, weil der demokratische Staat letztlich diesen Zerfall repräsentiert. D. h. die politische Führung, die durch die Mehrheit der Bevölkerung gewählt werden wird, kann nur in sehr beschränktem Umfang den Prozess steuern, wenn er einmal voll in Gang gekommen ist.

Um so wichtiger ist es, daß die Städte sich als Orte der Manifestation und der Erhaltung und Beförderung einer verantwortungsgeprägten Kultur verstehen und in diesem Sinne auch bereit sind, Selbstverantwortung zu übernehmen, und – was mir ganz entscheidend ist – Unterschiedlichkeit in den Entwicklungen zu tolerieren. Nichts ist schlimmer für das städtische Selbstverständnis als der jederzeitige Zugang zu horizontalen Finanzausgleichen im vollen Umfang – in vollem Umfang, um eigene Handlungsdefizite und so was wieder auszugleichen. Die Unterschiedlichkeit der Entwicklung der Städte ist notwendige Voraussetzung für den Wettbewerb der Städte um eine Steigerung ihrer kulturellen Leistungsfähigkeit.

Ich wünsche mir, daß Ihre Tagung zur Bewältigung der von mir nur angedeuteten Entwicklungen einen Beitrag leisten kann, denn wir brauchen ihn dringend.

Vielen Dank.

Kurt Biedenkopf
(Referat erstmals gehalten anläßlich des Deutschen Architektentages 1994, Hamburg, 15. Juni 1994)

Prof. Dr. Heinrich Taut über Bruno Taut, ‚Ich glaube, er war einzigartig als Architekt.'

Bruno Taut, mein Vater, hat mich zur strengsten Sachlichkeit erzogen. Er hat in allem, was er tat, was er versuchte, durchsetzte und durchkämpfte, seine Person zurückgesetzt und hat sozusagen die Aufgabe, die Sache sprechen lassen. Und in dem Sinne möchte ich auch meine Ausführungen über ihn machen.
Da ist erstmal ein Brief an mich. Da schreibt Bruno: *„Lieber Heinrich, von jetzt an nenne mich bitte Bruno."* Ich sagte früher Väterchen und Mütterchen, wir waren alle sehr zärtlich zueinander. Meine Schwester war Gisalein und ich war Heinerlein und wenn meine Tante Grete in Kurin, wo ich sehr oft war, mal laut rief „Heinerlein", dann riefen die Straßenjungen, mit denen ich spielte, „hat Scheiße am Bein". Das haben wir alles erlebt. Jedenfalls, da schreibt er mir: *Nenne mich bitte in Zukunft Bruno. Ich bin kein Papa, ich bin kein Allerweltspapa. Ich kann für Dich nicht sorgen. Sorgen mußt Du allein für Dich und nur von Dir hängt es ab, ob Du aus Dir etwas machst und insofern dazu kommst, daß Du mein Freund wirst und bleibst.* Auch ich habe ihm als Siebenjähriger einen kleinen Brief geschrieben, den er immer bei sich trug: *Das Bauen der bunten Häuser ist eröffnet. Und die Architekten sollen das machen. Die Architekten sollen nicht schmutzige Häuser bauen.*

Die Zeit Bruno Tauts in Magdeburg 1920 bis 1924 war eigentlich für mich immer noch sehr fremd gewesen und ist jetzt erst durch die letzten Tage und Wochen und dadurch, daß ich mich sehr intensiv mit dieser Zeit beschäftigen mußte, sehr nahe geworden. Der Artikel erschien in Architektur der DDR, Nr. 4/1980 „Bruno Taut, mein Vater und Freund". In diesem Bild tritt mir eine Eigenschaft von Bruno Taut entgegen, die mit seinem Schaffen eng verbunden ist. Die aber in einem gewissen Maße – ich weiß nicht, ob Sie das nachvollziehen können, wahrscheinlich nicht, weil Sie ihn kaum kennen – die aber in einem gewissen Maße auch etwas Fürchterliches ausdrückt. Eine ungeheuerliche Kälte. Eine abstoßende Aussage, bitte rühr mich nicht an, bitte bleib mir fern, bleib auf Distanz. Und das war die ganze Problematik, die Bruno Taut beherrschte, in sich beherrschte. Er beherrschte sie, aber sie hatte auch sehr starke Auswirkungen. Wenn Kurt Junghans sagte, die Familie hat ihm etwas übergeben, dann war das doch Erika, die das Material übergeben hat, und ich. Damit möchte ich schon sagen, es gab keine Familie Bruno Taut. Es gab keine Familie Bruno Taut und das war der große Widerspruch in seinem kurzen Leben.

Noch eine Schwierigkeit möchte ich erwähnen, über dieses Thema überhaupt zu sprechen. Wissen Sie, ich bin heute 88 Jahre, d. h. Bruno Taut ist 1938 gestorben, d. h. nach Adam Riese bin ich also 30 Jahre älter geworden als er. Wir waren im Ganzen zusammengenommen 17, nein Moment, 31 Jahre haben wir gemeinsam die Erde bevölkert, haben wir gelebt. Aber in diesen 31 Jahren habe ich Bruno Taut vielleicht höchstens anderthalb Jahre, wenn man die Monate, Tage und Wochen zusammennimmt, überhaupt gesehen. Unser Verhältnis war einerseits ungeheuer intensiv, und zwar durch seine Arbeit, und andererseits in dieser Intensität auch wieder sehr widerspruchsvoll. Und da ich vorhin als Philosoph hier angesprochen worden bin, der große Hegel einmal gesagt, etwas sei nur lebendig, insofern es den Widerspruch nicht nur in sich enthält, sondern vor allem die Kraft hat, ihn auch auszuhalten und produktiv zu bearbeiten. Dieser Widerspruch, diese Widersprüchlichkeit zeigte sich im ganzen Leben von Bruno und seiner Familie und ich möchte hier sagen, er hat durch seine Tätigkeit, durch seine ungeheure Leistung, die er gebracht hat, durch seinen Wohnungsbau, durch seinen Massenwohnungsbau, Zehntausende, ja vielleicht Hunderttausende – wenn man die Familien dazurechnet – von Familien glücklich gemacht.

Aber er hat auch einige Menschen sehr, sehr unglücklich gemacht, bis auf den heutigen Tag. Ich spreche da vor allem mit großen Bedauern und mit großem Mitgefühl von meiner Schwester Liesel, die ist ein Jahr jünger als ich, die eigentlich an diesem ungeheuren Mißverhältnis, an diesem ungeheurem Widerspruch, der sich durch die Arbeit Brunos und durch seine leidenschaftliche Identifizierung mit seiner Arbeit ausdrückte und die sich fürchterlich auf alles Persönliche, was besonders die weiblichen Familienmitglieder betraf, auswirkte. Das muß ich hier hinzufügen, wissen Sie, im Grunde genommen war es auch eine Tragödie. Bruno Taut war ein tragischer Optimist, das heißt er hat ständig gegen Widerstände angekämpft und mußte ständig zurückweichen.

Das war vor dem ersten Weltkrieg, an dem er fast zerbrochen ist, er war ja dem Selbstmord nahe, das war in den späteren Jahren so und das war auch so in der Zeit, als er seinen Siedlungsbau bis zum Jahre 1931/1932 sehr erfolgreich durchsetzte und durchführte und dann sagen mußte, wer führt das weiter, wohin kommt das.

Und dann kam es dazu, daß in der Nazi-Zeit seine Siedlungen als vorbildlich gezeigt wurden, das war eine ganz große Pioniertat, und der Name des Archi-

tekten wurde nicht erwähnt. Dieses tragische Element ist bisher unterschätzt worden und das möchte ich hier herausarbeiten, weil daraus auch die ganze Größe von Bruno Taut eigentlich zum Ausdruck kommt. Ausdruck dafür, daß in Bruno Taut ein Widerspruch bestand.

Im Jahre 1925 drückte sich das so aus, ich war damals 18 Jahre alt, ich war durch sehr viele Umschulungen, nicht zuletzt durch die Schuld oder die Verantwortung von Bruno Taut selbst, sehr zurückgeblieben. 1925 lebte ich noch mit meiner Mutter und Schwester zusammen, und bat ihn, ihn in seinem neuen Haus in Dahlewitz besuchen zu dürfen, weil ich Anregungen von ihm haben wollte. Und da schrieb er an meine Mutter, und das ist sehr, sehr charakteristisch für ihn, daß dies nicht in Betracht kommt, er käme vom Regen in die Traufe, er beschränke sich ganz darauf, mein Leben aus der Ferne zu sehen. Wenn er nach Hause komme, möchte er nichts sehen und hören, nur ausruhen und dann arbeiten, arbeiten. Und dann kommt ein entscheidender Satz, der mein ganzes Lebens geprägt hat und dafür bin ich ihm wieder unendlich dankbar, *seine gewünschten Anregungen müssen von Innen aus ihm selbst kommen und er muß jetzt als Erwachsener die Arbeit liebgewinnen. Dies ist der einzige Weg, mein Freund zu bleiben* (Bruno über Heinrich Taut). Wissen Sie, daß ist eine solche Ambivalenz der Gefühle gegenüber diesem Genie Bruno Taut. Ich glaube, er war einzigartig als Architekt.

Dieser Weg hat sich erfolgreich bewährt, trotz aller Entfernung, trotz aller Distanz und trotz aller Gegensätze, wir hatten ungeheure scharfe Gegensätze und er war in der Kritik unerbittlich, auch mir gegenüber. Ich habe das immer als sehr angenehm, d. h. angenehm ist kein Ausdruck dafür, es war sehr unangenehm, aber als fördernd, als fordernd, als vorwärtstreibend, als vorwärtspeitschend empfunden. Daß es schließlich zum Erfolg kam, möchte ich in dem letzten Satz, den er mir Ende 1937 aus Istanbul geschrieben hat, vortragen: *„mein großes Manuskript ‚Architekturlehre' erscheint bald als mein erstes türkisches Buch. Zugleich bestimmt mir ein Gott, wie es scheint, daß ich auch am Gebauten die Probe aufs Exempel abzulegen habe. Da hätte ich Dich gern als Oppernenten, als solchen, der kritisiert, weil er würdigen kann."* Das ist das größte Lob, was Bruno Taut mir sagen konnte und darin bestand auch eigentlich das, was unsere Freundschaft ausmachte. Es ist zwar eigenartig, wir waren jahrelang getrennt, manchmal nahm er mich auf Reisen mit, z. B. hier in Magdeburg 1925 erinnere ich mich oder bin durch meine Schwester daran erinnert worden, daß er uns einmal einlud, meine Schwester und mich, damals hier in Magdeburg seine neue Stadt, neu angestrichene oder bemalte oder bunte Stadt zu sehen und da erinnere ich mich besonders an das Rathaus, was uns damals sehr gefiel, und an die Rundgänge hier usw.

Oder er nahm mich zum Beispiel 1915 mit nach Köln zum Glaushaus. Ich habe das Glaushaus in Köln als Siebenjähriger selbst noch gesehen. Es war ein wunderbarer Eindruck. Ich war damals natürlich als Kind von dieser Glitzerpracht, vor allen Dingen von den starken Farben, begeistert. Von diesem wunderbaren Bach, der da vom Obergeschoß herabrieselte, von unten beleuchtet von diesen Millionen von Mosaiksteinen, dann dieses riesige Kaleidoskop. Nicht zuletzt auch für Bruno war das ein wunderbares Ereignis, am Abend ein Riesenfeuerwerk.

Bruno Taut hatte ein Empfinden für besondere Erscheinungen, ob das ein riesiggemachtes Feuerwerk oder ein Meteor oder eine Sonnenfinsternis war. In einer Stippvisite nahm er mich mit nach Dresden, etwa 1925/1926, das hat unsere Beziehung sehr gefestigt. In Dresden gab es einen Privatsammler, bei dem wir abends waren, und der eine Riesensammlung von Otto Dix hatte. Otto Dix, dieser Geraer Maler, der diese furchtbaren Kriegsbilder gemalt hat, die wirklich bis ins Mark schrecklich waren und die auch wieder wunderbar waren, ich konnte die ganze Nacht nicht schlafen.

Charismatisch für das Arbeiten und Ausruhen ist ein Brief an den damaligen Magdeburger Oberbürgermeister Herrmann Beims (22. 01.1924), und ein Brief noch an den Magistrat von Magdeburg. Er schreibt dem Herrn Oberbürgermeister Herrmann Beims:

„Es wird Ihnen nicht entgangen sein, daß ich seit einiger Zeit völlig brach liege. Der Generalsiedlungsplan ist fertig. Sie wissen, daß ich nicht geruht habe, um neue Aufgaben, die ich für Magdeburg für notwendig halte, vorzubereiten. Aber ich sehe, daß tatsächlich keine neue Aufgabe an mich herantritt und daß dieser Zustand unhaltbar ist, unabsehbar ist. Sie werden mir bestätigen müssen, daß dieser Zustand für mich unhaltbar ist, denn einmal kann ich es auf die Dauer nicht ertragen, bloße Anwesenheitsgelder zu beziehen und sodann habe ich auf Grund meines Namens Verpflichtungen als Deutscher, die es mir nicht erlauben, mich in meinem besten Alter auf die Bärenhaut zu legen. Und es treten auch tatsächlich Aufgaben an mich heran, über die ich zunächst Diskretion üben muß, die ich aber im Hinweis auf meinen in der Deutschen Allgemeinen Zeitung erschienenen Aufsatz über das neue Wohnhaus andeuten kann, daß ich Ihnen vorgelegt habe. Diese Aufgaben sind insoweit konkreter Natur und bilden eine Brücke zum Ausland.


Gruss vom bunten Magdeburg
CARL WINTER
ZUM WÜRSTELHEIM
CARL MEUSEL
Durch
LIKÖRE EXTRA
1. Klasse 15.- Mark
CARLWINTER
FRUCHT-EIS
001
Sehr farbenfreudig ist man hier, das zeiget dieses Kärtchen Dir
Selbst die Sonn' am Himmel lacht über soviel Farbenpracht


Magdeburg - die bunte Stadt
Rathaus

Mein Buch über die neue Wohnung wird das näher für Jedermann erklären. Es ist der Umstand zu berücksichtigen, daß ich bei meinem Kommen 1922 meine Privatpraxis ganz abgebaut habe, zumal weil ich keine Zeit dazu fand. Zum anderen aber, weil es mir mein Ehrgefühl verbot, mich als Beamter um Aufträge zu bemühen. Die Beweggründe für meinen Antrag auszuscheiden, liegen erstens in meiner Verpflichtung als Deutscher und zweitens in der Möglichkeit des Gehaltsbezuges ohne Gegenleistung ... . Daß ich für wissenschaftliche Arbeiten zur Vorbereitung des neuartigen Wohnungsbaues und zur Fertigstellung meiner Schrift über meine Zeit verfügen kann, wobei ich für dringende Angelegenheiten, Magistrat-Sitzungen, immer noch zur Verfügung stehe."

Hier ist bereits ein Zug bei Bruno bemerkbar, der sein ganzes Lebens bestimmt hat, wissen Sie, eine ungeheure Bescheidenheit und eine außerordentlich sehr, sehr starke Selbstverantwortung. In Magdeburg hat er eigentlich Verwalten gelernt, er sagt ja selber: „manche wunderten sich, ob ich überhaupt als mystischer Phantast – denken Sie nur an die alpine Architektur, an die Bebauung der Sterne, Sternbau usw. – ob ich imstande bin, eine Behörde aufzubauen, also sozusagen einen Verwaltungsapparat, der wirklich funktioniert, der echt funktioniert, und nicht bloß aus besoldeten Beamten besteht.

Nachdem er schon aus der Verwaltung der Stadt Magdeburg ausgeschieden war, schrieb er im März 1924 an den Magistrat: „Ich möchte nicht die Gelegenheit versäumen, Ihnen allen meinen verbindlichsten Dank abzustatten für die immer freundliche und höchst interessierte Teilnahme und auch Hilfe, die Sie meiner Arbeit entgegengebracht haben. Es ist dabei wie bei jeder aktiven Handlung selbstverständlich, daß auch oftmals Ihre Kritik mit einfließen mußte. Ich kann aber bei meinem heutigen Rückblick nicht anders, als Ihnen auch für diese Kritik meinen herzlichen Dank zu sagen und zwar deswegen, weil sie ein Zeichen lebhaften Interesses für meine Tätigkeit war. Es gibt nichts Schlimmeres als die kalte Gleichgültigkeit."

Auch das ist ein Zug von Bruno. Er war leidenschaftlich an Kritik interessiert, leidenschaftlich an Diskussionen, leidenschaftlich an Auseinandersetzungen interessiert, und das habe ich gelernt, mein ganzes Leben von ihm gelernt. Sonst wäre ich überhaupt nicht am Leben geblieben.

Und diese Kritikfähigkeit und diese Offenheit und diese gewisse Erbarmungslosigkeit in der Feststellung von Wahrheiten, selbst wenn sie einem unangenehm sind, das war ein ganz grundlegender Zug von Bruno. Er war wirklich ein Kämpfer in jeder Situation, kann man sagen, nicht mit erhobener Faust usw., nicht mit großen Schlagworten; im Gegenteil, er haßte die großen Schlagworte. Aber in der Sache war er immer Vorbild.

„Wir sind alle in einem Stadium", schreibt er weiter, „der sich dauernd vollziehenden Wandlung der Verhältnisse". Auch das war typisch für Bruno. Er sagte, wir sind in einer dauernden Wandlung, wir müssen uns immer wieder auf Neues einstellen. Jetzt will ich mal ganz persönlich werden. Sehen Sie, ich bin alter DDR-Bewohner, ich habe bis zuletzt für die DDR zu kämpfen geglaubt, bis ich dann nach zwei, drei, vier Jahren des Nachdenkens, des Studierens, des Überprüfens, angefangen habe, von Marx, Engels, Lenin usw. die Fehler zu erkennen. Wir sind in einer Wandlung, wir sind jetzt auch in der Bundesrepublik als, sagen wir mal, progressive Menschen, ich will jetzt nicht den Begriff „Marxisten" erwähnen, sonst komme ich gleich wieder in ein dogmatisches Licht, wir sind auch in einer dauernden Wandlung. Auch das konnte man von Bruno lernen. Das heißt, er schrieb von seiner Wandlung, die von der einen unbedingten Überzeugung diktiert ist und wenn der Handelnde oft gar keinen anderen Weg sehen kann, als den von ihm eingeschlagenen, dann muß er ihn gehen. Dann muß ich mich bedanken, daß Sie mir durch Ihre lebhafte Teilnahme zu Ideen verhalfen, an die ich gar nicht dachte. Das heißt seine Uneigennützigkeit und seine Anerkennung auch der anderen Hilfe, das heißt es ist einfach ein Prinzip der Solidarität bei ihm gewesen. Ein Motto von Bruno Taut, und das ist gewissermaßen, es ist aus einer Schrift von ihm und zwar aus dem „Frühlicht", das auch hier in Magdeburg herauskam, es wurde vorhin schon erwähnt von Kurt Junghaus, 1923, da schreibt er. „Wie können wir eine Gestaltung, eine reine klare Fassung der menschlichen Bedürfnisse vorbereiten, die wir vor den kommenden Jahrzehnten verantworten können?"

Das war auch Bruno Taut. Die menschlichen Bedürfnisse, das war für ihn das Hauptbedürfnis und das der Punkt, meiner Ansicht nach, der sich hier in Magdeburg herausbildete. Magdeburg war, und das habe ich damals in einem Aufsatz oder in der Einleitung zu dem Buch über ihn gesagt, daß Magdeburg für ihn ja eine Art Laboratorium war, das er ausprobierte. Hier fand er aus der alpinen Architektur, aus den utopischen Voraussichten, da steckt auch was ganz Reales drin, fand er zu der Realität, und diese Realität war das für ihn entscheidende Bedürfnis, nämlich das Wohnbedürfnis. Wenn man sich mal überlegt, was da drinsteckt: Wohnen, das bedeutet für den Menschen ja nicht nur Schutz vor Kälte, vor Wärme usw., son-

dern Wohnen, da spielt sich ja alles ab, da spielt sich im Grunde genommen ein riesiger Teil des Lebens ab.

Da wird gezeugt, da wurde früher zu seinen Zeiten geboren, nicht wie heute im Krankenhaus, da wurde auch gestorben, da wurde gestritten, da ging es um die Erziehung der Kinder, da ging es um Ehestreitigkeiten, da ging es um die intimsten und gleichzeitig auch um die wichtigsten Fragen.

Und da ist Bruno Taut, das war sein Ansatz. Dieser Ansatz bildete sich meines Erachtens hier in Magdeburg heraus – ich kann mich irren, wie jeder sich irren kann und irrt, solange der Mensch lebt, irrt er sich – in der Siedlung Reform begann dieser Ansatz zum Wohnen. Dieser Ansatz zum Siedlungsbau. Und da ist er zum Beispiel ins Positive gegangen. Der Heinrich Zille sagte, – Zille war befreundet mit meiner Mutter, Bruno hat ihn auch gekannt – man kann einen Menschen mit einer Wohnung erschlagen wie mit einer Axt.

Dann sagte Bruno, man muß solche Wohnungen bauen, daß die Menschen sich darin nicht nur wohlfühlen und behaglich fühlen, sondern daß sie auch gewissermaßen, daß ihr Lebensstil verändert wird. Und da kommt noch ein anderes Moment hinzu, das ich auch von ihm gelernt habe, das ich allerdings nun, gestatten Sie mir, wenn ich hier auch eine kritische Bemerkung mache, das ich als etwas zu idealistisch ansehe, daß er sagte, daß die Architektur Schöpfer des menschlichen Zusammenlebens ist. Also da greift er meines Erachtens in das Idealistische hinein, in die Kunst, in die Schönheit, das war seine Überzeugung, unter der er auch ungeheuer gelitten hat und die ihn aber auch wieder vorwärts getrieben hat. Das Leiden kommt besonders in seinem Japan-Tagebuch zutage, aber ich will darüber jetzt nicht sprechen, das führte zuweit. Die Architektur als Schöpfer, der Architekt als ein Schöpfer, das schreibt er 1929. Ein gut und schön brauchbares Bauwerk werde den menschlichen Bedürfnissen eine bessere Ordnung geben, als ihnen bisher bekannt war. Der Architekt wird zu einem Schöpfer ethischer und sozialer Art und die Architektur zur Schöpferin neuer gesellschaftlicher Formen und da sagt er dann, das Gefühl für die schöne Ordnung in allen Gebieten, auch im menschlichen Zusammenleben, auch in der Politik, Bruno Taut ging so weit, daß er sagte, daß er also nicht direkt aussprach, aber es liegt in seinen ganzen Ausführungen drin, daß er meinte, die Architektur bestimmt auch das politische Zusammenleben, bestimmt auch das menschliche Zusammenleben, durch eine schöne Proportion, durch eine gute Proportion, Proportion besteht ja in vieler Hinsicht aus Verhaltensformen der Menschen untereinander, ich will das jetzt nicht näher ausführen, jedenfalls, daß durch eine gute Proportion ein gutes menschliches Zusammenleben entstehen könnte.

Und da ist eben seine große Stärke, erwachsen, aus diesem fanatischen Siedlungs–, aus dieser fanatischen Konzentration auf das Siedlungswesen und auf das Großsiedlungswesen. Da hat er Ungeheures geleistet, indem er, Sie können sich gar nicht vorstellen, ich habe das damals noch miterlebt in Berlin, wo er seine 12.000 Wohnungen durch die Gehag damals und seinen Freund Dr. Martin Wagner, das war ein Sozialdemokrat, der damals Stadtbaurat von Berlin war und ihm natürlich sehr geholfen hat, also jedenfalls, er hat Ungeheures geleistet, indem er die modernsten Methoden, modernste und billigste Methoden durchzusetzen versuchte. Er hat das flache Dach durchgesetzt, nicht als Dämmer, im Gegenteil, Bruno, und das ist auch ein Zug, den ich an ihm bewundere und den ich vielleicht auch von ihm gelernt habe, Bruno hat sich nicht an Dogmen geklammert; es gab für ihn, da hat er den Gropius, es wurde hier von Freundschaft gesprochen, ja es war eine Freundschaft zwischen all diesen Zehn-Leuten, diesem Zehnerbund, oder wie eine Kette, wenn sie das wollen, es war eine echte Freundschaft, aber Bruno hat jede verabsolutierte Methode verspottet.

Er hat jeden Modernismus verspottet, ob das jetzt Reihenhäuser waren oder ob das das flache Dach als absolut notwendig und überall anwendbar oder andere Dinge, ich will darauf jetzt auch nicht näher eingehen, er hat bei allen, deshalb wurde er auch manchmal als Eklektizist von manchen sehr prinzipiellen Architekten etwas belächelt, modernen Architekten, die auch einen großen Weltruf hatten, wie zum Beispiel Gropius, wurde er belächelt, weil er eigentlich überall zugriff, wo es praktisch war und er hat es vereint und dann hat er es durchdacht. Und so hat er städtebaulich also Ungeheures geleistet, ich will darauf also nicht näher eingehen, ich möchte nur eine einzige Bemerkung dazu machen, die ich auch mit ihm erlebt habe, wo er mich auch wieder mitgenommen hat, es waren ganz seltene Stunden, Sternstunden vielleicht in meinem Leben, wenn ich mal diesen großen Ausdruck hier benutzen darf, obwohl ich mich sonst vor großen Ausdrücken heute sehr scheue, jedenfalls, er brachte Farbe als, mit Farbe mit der Berücksichtigung Wind, Sonne, Schall, mit den auch gegensätzlichen Wirkungen brachte er jetzt wirklich ein Gefühl von Behaglichkeit, harmonischer Stille und Gemütlichkeit. Gemütlichkeit nicht im spießerischen Sinne, sondern in einem Sinne des Zu-sich-Selbst-Kommens, was wir ja heute oft verlo-

ren haben in diesem wahnsinnigen Geschäftsbetrieb und Geschäftstrubel usw., in dieser Äußerlichkeit.

Des Zu-sich-Selbst-Kommens, des Überlegens, ist das richtig, wie machst Du das usw. Und da möchte ich zwei kleine Beispiele nennen, wo doch Unterschiede von Architekten zum Ausdruck kommen. Ich war mit Bruno mal in Magdeburg bei Ernst May. Das muß so um 1925 gewesen sein, ich weiß nicht mehr wann genau, jedenfalls, es war in der Zeit, als der Glasbau, also die großen Glasflächen aufkamen, und Ernst May war also ein begeisterter Bewunderer dieser Architektur und hat in seinem Haus, in das wir kamen als Gäste, da saßen wir also, es war Ende Mai, Anfang Juni, also zu einer ziemlich heißen Zeit gerade und es war in der Mittagszeit, und da war eine riesige Glaswand und wir saßen hinter dieser Glaswand auf dem Sofa und schwitzten wie verrückt und da sagte Bruno zu mir, siehst Du, dazu führt die Einseitigkeit des Modernismus. Jetzt wird hier eine Glaswand aufgerissen, das alles reinkommt, man schützt sich natürlich vor Kälte, das ist klar, weil das Glas ja isoliert, es war eine ganz gute Qualität, aber weil die Sonne unbarmherzig reinbrennt und Du bist der Sonne ausgesetzt. Das war nicht witzig, aber wir lachten beide.

Ein anderes Beispiel möchte ich Ihnen nennen, das war 1931. Bruno war damals in Moskau, Sie wissen, daß er sehr viel in der Sowjetunion tätig war und daß er große Enttäuschungen dort erlebt hat, ich möchte sagen, nicht bloß wegen der Rückständigkeit, sondern auch wegen dieser stalinistischen Tortenarchitektur, möchte ich mal sagen. Auch die, unsere Karl-Marx-Allee, erstmals Stalin-Allee, wurde auch so aufgebaut, daß sie nach außen hin repräsentativ sein sollte und eine furchtbare Raumverschwendung usw.. Also, jedenfalls wir waren in Moskau und ich arbeitete damals, ich will da jetzt nicht näher drauf eingehen, weil es ja nicht mein Lebenslauf ist, den ich erzähle oder erzählen darf, ich arbeitete damals in einer sehr schweren Situation. Ich ging in die Sowjetunion, um eine meiner Meinungen zu verifizieren und farsifizieren, nach vielen Diskussionen in Deutschland. Und zwar habe ich in einem Stoffhaus bei Moskau, einem Vorort vom Moskau, unter unglaublich primitiven Verhältnissen eine wahnsinnig schwere Arbeit zehn Stunden täglich gearbeitet. Als Transportarbeiter, als Fuhrmann, mit einem dieser kleinen Wägelchen, mit einem lahmen Pferd und auf den Gemüse aufgeladen, Zentnersäcke geschleppt usw.. Ich habe mich durchgesetzt, was Bruno sehr anerkannt hat und da kam ich dann mal mit ihm zusammen, er arbeitete natürlich architektonisch, und Ernst May war damals auch in Moskau. Ernst May hatte damals die Aufgabe, bei einem großen Hüttenwerk mitzuarbeiten, auf das er, sehr stolz war.



Bruno Taut und Sohn Heinrich Taut (ungefähr 1917–1918)

Wissen Sie, Ernst May war so ein bißchen der Typ, groß, breit, breiter als ich, und so ein bißchen ein Angebertyp, also der als großer Pionier des Sozialismus und des Kommunismus da hin fuhr, und Bruno sagte, sieh mal, worauf das Ganze hinausläuft. Der Ernst hat die Wohnhäuser so gebaut, daß sie bei dem beständigen Wind, der den Dreck von den Hütten rüberbringt, genau in dieser Dreckfahne liegen. Also, das ist auch nur so eine Frage der Proportion, der Feinheit. Das ist mir sehr im Gedächtnis geblieben, gerade für diese Eigenschaft.

Und dann kommt noch dazu, das wurde ja hier schon gesagt, da möchte ich auf einen Artikel hinweisen aus der Magdeburgischen Zeitung vom 17. Juni 1923, wo es heißt: Holt den Wald ins Stadtgebiet. Es wurde vorhin schon gesagt, Bruno hat überall die Natur berücksichtigt. Er hat zum Beispiel die Hufeisensiedlung bei Berlin, ich weiß nicht, ob Sie sie kennen, eine der schönsten Sachen, die ich überhaupt in meinem Leben gesehen habe, nebenbei gesagt, Bruno erzählte mir, daß er damals als Volkskommissar für Kultur in der Sowjetunion den Ausruf gemacht hat: das ist ja durchgebauter Sozialismus.

Daß heißt, eine Vereinigung der Möglichkeit, daß das Individium sich vereinzelt, jeder hat eine Privatwohnung oder jede Familie und gleichzeitig eine solche Kollektivität in diesem Hufeisen, wissen Sie, und das Hufeisen entstand dadurch, daß in der Mitte dieses Hufeisens eine tiefe Mulde war, ein Teich oder ein Tümpel, und diese Grube sollte zugeschüttet werden. Da sagte Bruno, diese Grube nutzen wir aus. Die Grube nutzen wir für die Gestaltung aus.

Und jetzt, wenn man da hinkommt, wachsen da rund um den Tümpel schöne große Bäume und dann in dem Hintergrund das Hufeisen, d. h. jeder Bewohner, der da auf die Terrasse tritt oder raustritt oder ans Fenster, hat eine wunderbare Aussicht. Die Natur hineinziehen in das Bauen, die Natur berücksichtigen, das war eins seiner Prinzipien.

Bruno Tauts Weltanschauung, die ich interpretiert habe, finden Sie in der „Gläsernen Kette". In diesem Briefwechsel zwischen den vielen Architekten und Künstlern und wo er als einziger seine Weltanschauung darlegt. Und diese Weltanschauung ist eben sozial, kosmologisch, kosmogonisch, ins Weltall schweifend und wieder auf die ganz irdischen Bedürfnisse.

Bruno Taut hat Hedwig Taut geliebt, bis zu seinem Tod. Bis zu seinem Lebensende. Er hat sich nicht scheiden lassen. Aber es war eine Liebe besonderer Art. Wissen Sie, es war die Zeit der romantischen Schwärmerei. Das war eine romantische Liebe. Und dann kam die Realität, auch die, ich möchte ganz klar sagen, auch die sexuelle Realität, die sie auf Grund ihrer Verpflichtung, auch teilweise auf Grund ihrer Traditionsherkunft usw., bei allem sehr, sehr großen Verständnis, sie hat ja auch einen wunderbaren Stil geschrieben, nicht erfüllen konnte. D. h. das war ein kolossaler Widerspruch, aus dem dann eben auch die neue Frau, Erika Wettig, die bis zu ihrem Tode diesen Namen behalten hat, d. h. sie hat in Japan später, als Bruno Taut nach Japan ging, ist sie natürlich ihm ins Exil gefolgt, hat sie den Namen Taut angenommen, aber als Bruno Taut sich 1938 dann endlich scheiden lassen wollte, er hat sich ja nicht scheiden lassen von meiner Mutter und meine Mutter war einverstanden, da ist er gestorben. Da hätte sie dann den Namen Taut annehmen können, sonst hätte sie nicht in die USA mit ihm reisen können. Und ich möchte noch einmal betonen: er hat meine Mutter geliebt, weil er ihr künstlerisches Verständnis auf einer ganz anderen Ebene verstand. Erika Wettig wiederum war eine tüchtige, realistische, robuste, nicht unhübsche Frau, eine Gärtnerin, die aber zupackte. Sie trug ihn einmal, als in Dahlewitz im alten Haus alles furchtbar versumpft und verregnet war, auf den Schultern ins Haus, also sie war kräftig. Und sie erfüllte natürlich alle seine Wünsche.

Ganz kurz. Als Bruno starb, im Dezember 1938, und ich die Nachricht bekam, ich war damals, das war in der Nazi-Zeit, war ich Schreibmaschinenverkäufer, daß heißt, ich war bei Mercedes-Büromaschinen angestellt und hatte die Generaldirektion eines großen Bezirkes mit großer Konkurrenz auf Trab zu bringen, um angesichts der Reichsautobahnen Kleinschreibmaschinen zu verkaufen, das nur nebenbei. Und da saß ich in dieser Kneipe mit dem Personalchef, ein Anti-Nazi, der mir sehr geholfen hat, auch indirekt, und bekam diese furchtbare Nachricht. Und wissen Sie, da war für mich mit einem Schlage der große Freund, ich habe hier noch ein Zitat aus einem Brief an meine Mutter, der größte Freund meines Lebens, der nächste Freund meines Lebens, mit einem ungeheuren Einfühlungsvermögen bei allen brieflichen Konflikten, wir haben kolossale harte briefliche Konflikte ausgetragen, aber sowie wir dann eine Stunde oder zwei zusammensaßen und ich mit ihm diskutieren konnte, Auge an Auge, Ohr an Ohr usw., war alles klar und ich habe gemerkt, wie ungeheuer verständnisvoll er war. Und da traf mich dieser Schlag und ich sagte mir – „Jetzt habe ich keinen Freund mehr".

Anm.: Heinrich Taut hielt diesen Vortrag 1995 in Magdeburg, die sehr persönlichen Anmerkungen sind nicht abgedruckt. Kurz darauf verstarb er.

Auke de Vries,
Die Vielschichtigkeit der Stadt

Lieber Eckhart,

sieben Jahre war ich, als ich eilends ins Krankenhaus musste – weit weg von dem Dorf, in dem ich aufgewachsen war. Durch diesen Vorfall kam ich in einer Welt zurecht, die ich nicht kannte. Von außen eine Versammlung dunkelfarbiger Gebäude, aber im Innern schneeweiss. Lange Gänge, fast alle Leute in weiss – manche mit einem Mundschutz, Betten auf Rädern und so viele Leute, so dicht aufeinander – kein Zweifel – dies musste die Stadt sein. Unbevorurteilt von früheren Geschichten und Vorstellungen war dies eine Sensation.
Ich habe diese Vorstellung, wie Du dir sicher denken kannst, seitdem viele Male korrigiert – und eigentlich ist das noch immer so. In den Niederlanden findet eine permanente Korrektur dessen, was man eine Stadt nennt, statt. Raumplanung ist für uns Niederländer ein kulturelles Hobby. Ich kann Dir keine anderen Länder nennen, in denen solche großen strukturellen Eingriffe einander in so hohem Tempo folgen. Für die zukünftige Einrichtung der Städte muss fortwährend Raum geschaffen werden für neue Kulturen und einen neuen Lebensstil. Kulturelle Vielfalt ist ein wesentlicher Bestandteil des städtischen Charakters. Und wir planen sogar neue Natur!
In der Vergangenheit haben wir aus Wasser Land gewonnen und jetzt machen wir wieder Land zu Wasser. So eine Umkehrung ist keine Kleinigkeit. Die Neustrukturierung von Hafengebieten, Stadtzentren, Wohnvierteln, der Landwirtschaft und des ganzen Wasserhaushalts beschäftigt uns riesig. Und man hat so seine Bedenken was unsere Gesellschaft betrifft.

Veränderungen in einer Stadt kommen nicht selten von außerhalb. Fremde bringen ihre eigenen Interessen ein. Die Stadt ist nicht nur ein großes Wohnheim, sondern im Idealfall ein komplexes Ganzes. Eine Stadt entwickelt sich nicht, wenn sie bedarfsarm ist, wenn der Wille fehlt, wenn sie ihren Grund verteidigt, neuen Impulsen misstraut.
Ich weiss, dass Du hierüber Bescheid weisst, wir haben das ja schon mal besprochen. Die Städte Amsterdam, Haarlem, Delft und Rotterdam reihen sich aneinander, in dieser außergewöhnlichen Verdichtung wird sich der Raum zwischen diesen Konzentrationen als Transfer entwickeln. Non-places, man parkt sein Auto – man trifft sich – und man geht wieder. Nomadenverhalten.
Aber es bewirkt einen Moment (Ziel, Bestimmung). Man wohnt dort nicht, sondern es ist von allen und niemand. Das ist nicht bedeutungslos! Dies wird meines Erachtens eine große Auswirkung auf den Wohnort haben. Wie sieht dieser aus, welche spezifischen Merkmale hat er? Dort sehnt man sich vielleicht gerade wohl nach Intimität und sozialen Beziehungen. Wie behandelt man die alte Stadt, ohne dass sie zum Reservat wird? Wie und wo kommt man zu größerer Verdichtung? Das geht nicht von selbst. Das ist die große Chance für Architekten und Stadtplaner.
Aber sind es wirklich die Planer und Architekten, die die Stadt der Zukunft bauen? Der belgische Architekt Luc Deien behauptet, dass „es völlig überflüssig ist, den Architekten das Monopol über ein Gebäude einzuräumen. Dass in vielen Fällen ihr Gutachten unerwünscht ist." Architektur greift mehr als alles andere in den sozialen Raum ein. Die Architekten sind mit Dingen überbeschäftigt, die nichts mehr mit Architektur zu schaffen haben.
Kritik an unserem Tun kann niemals schaden. In einem Brief kann man nicht alles sagen, aber noch ein Ding. Was ist der Unterschied zwischen dem Flughafen Schiphol und dem renovierten Bahnhof von Leipzig?
Shoppen ist die neue Religion, die Freizeitkultur stösst immer weiter vor, ebenso wie die Architektur, die hierzu passt. Die neuen Baumethoden verbreiten sich ebenso schnell wie die neue Kleidermode. Kann der Städteplaner das wirklich gebrauchen? – Der Baulöwe natürlich ganz gewiß – Und was, wenn dieser Trend plötzlich aufhört? – Was man sich ja im Zuge vom Internet gut vorstellen kann.
Kann man überhaupt etwas zur Stadt der Zukunft sagen? Wer konnte je vorhersagen, dass es jetzt in den Packhäusern von Amsterdam herrliche Wohnungen gibt und dass die neuen Wohnungen der Nachkriegszeit jetzt abgebrochen werden? Die Packhäuser eignen sich wirklich zu allem! Vielleicht sollten wir so bauen, dass wir die Innenräume der Wohnungen nicht in feste Einheiten unterteilen.
Und zuletzt: welche Forderungen kann man an ein Metier stellen, woran soll man es messen? Es muss ein Prüfverfahren geben – nicht nur für eine kleine Gruppe Eingeweihter, die mit zugekniffenen Augen behaupten, dass etwas „einfach toll" ist. Dasjenige, das den Massstab angibt, entsteht häufig aus:
einem Ideal
einem Gedanken
einer Philosophie
einer Religion
etwas.
Wenn dem nicht so wäre, gäbe es keine Pyramide, keine Alhambra
Der „Stijl" hatte eine Idee
Berlage hatte ein Ideal
und nicht zu vergessen Bruno Taut!

Alles Gute und bis bald.

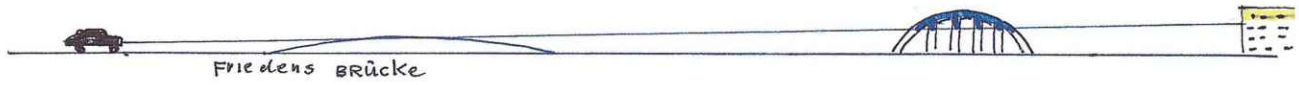
Auke de Vries, Den Haag

P. S. Ich hoffe, dass ich nächstesmal mit Dir über die bildende Kunst als wichtiger
Baustein für die Vielschichtigkeit einer Stadt sprechen kann.

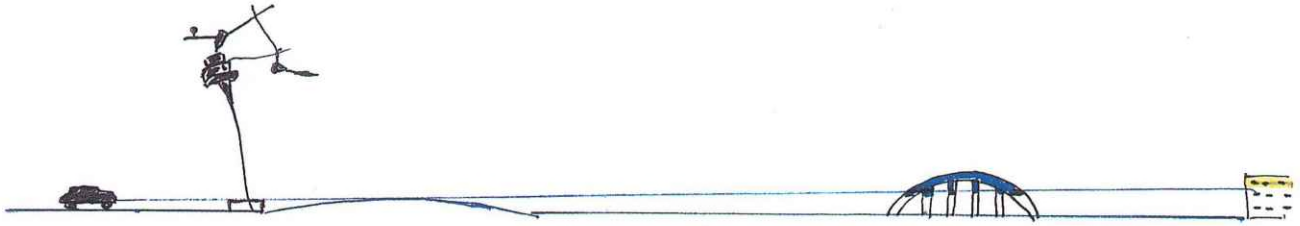
2. Erkundung
Künstlerische Arbeit für den
Nordbrückenzug.
Magdeburg
20 Januar 1999.

nach meiner Ansicht handelt Kunst im öffentlichen Raum von den Zusammenhängen einer Stadt

Auke de Vries

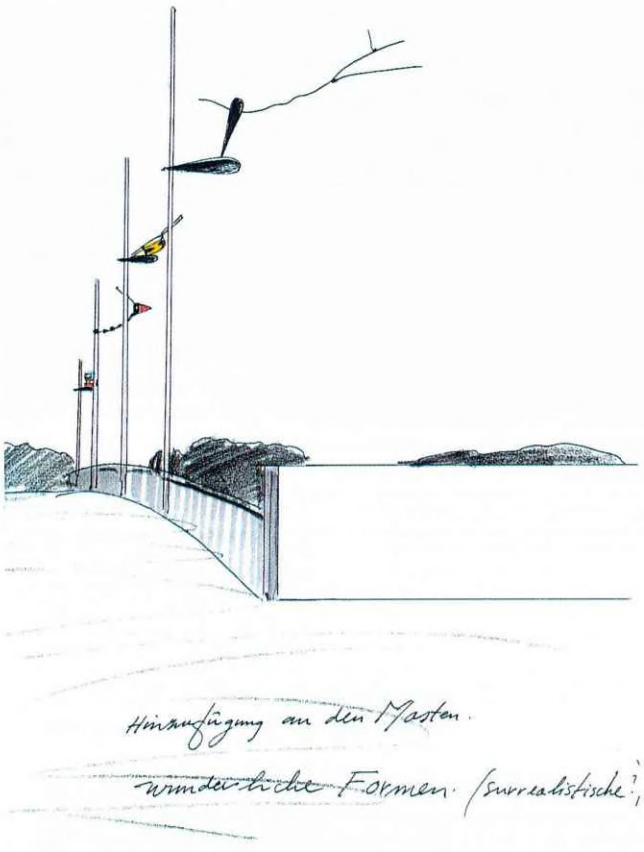


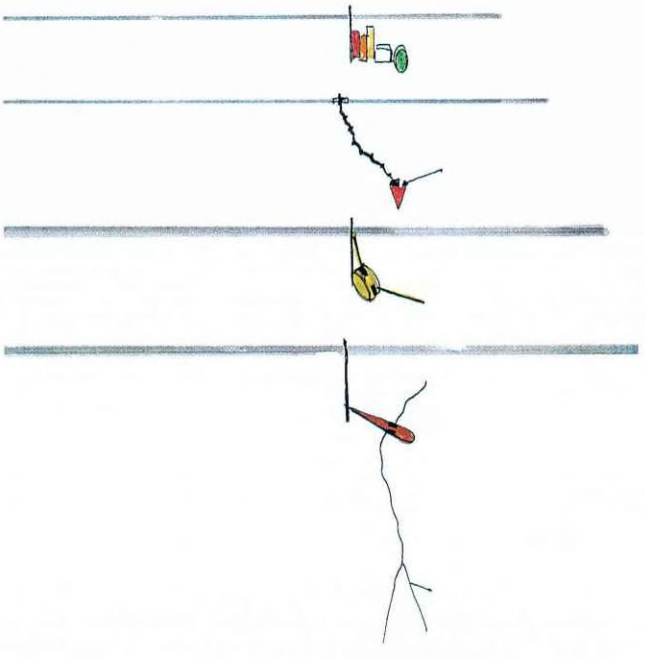
Konsequenz der Sichtlinie. Keine sichtbare Artikulation —
Die Stadt kündigt sich hier nicht an.

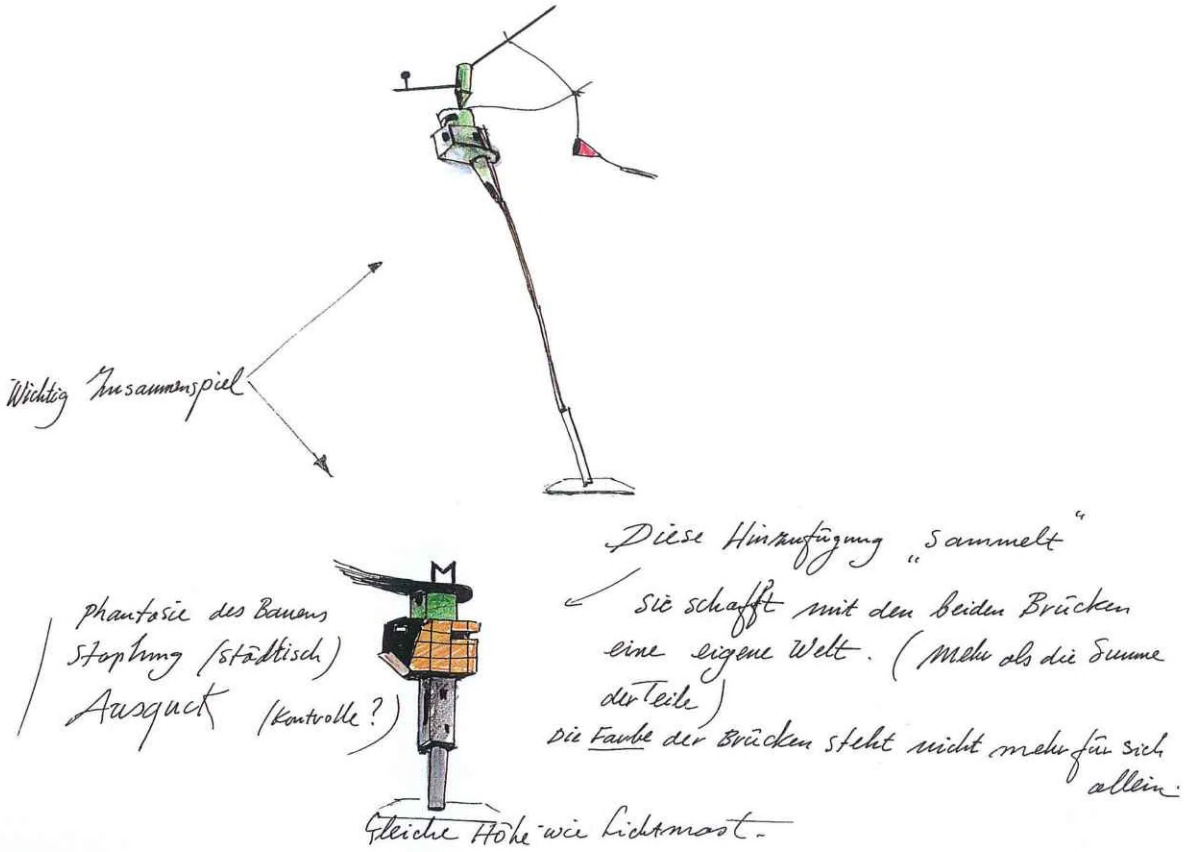


„städtisches" Willkommen




Hinzufügung an den Masten.
wunderliche Formen. (surrealistische?)




Wichtig Zusammenspiel
Diese Hinzufügung „sammelt“
sie schafft mit den beiden Brücken eine eigene Welt. (Mehr als die Summe der Teile)
die Farbe der Brücken steht nicht mehr für sich allein.
phantasie des Bauens
Stapfung (städtisch)
Ausguck (Kontrolle?)
Gleiche Höhe wie Lichtmast.

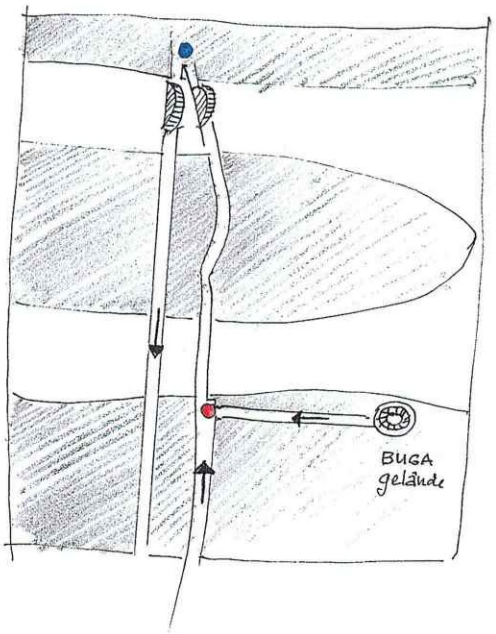


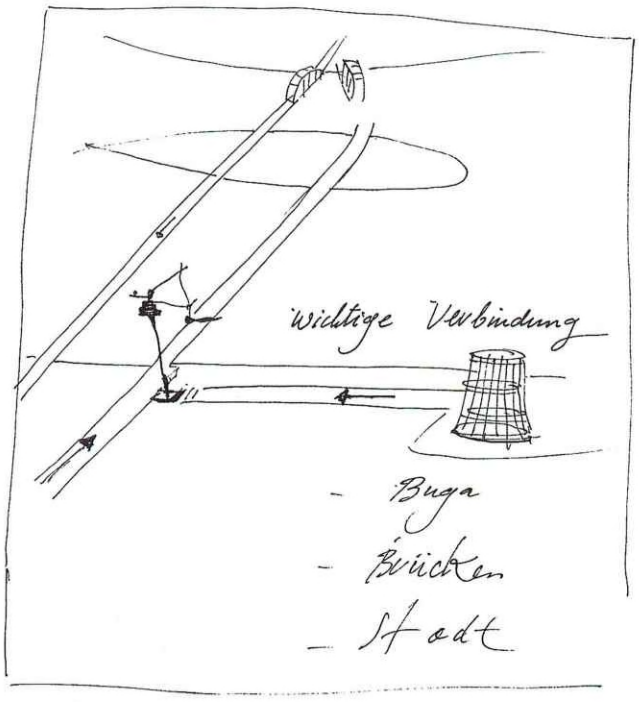
Schwung voll.
Leichtigkeit.
balancieren.
Es fliegt.
Aktiv — Farbe.

Verbindet die Erde mit der Luft.
Verbindet Altes mit Neuem.

Akzent in der Stadt.







Auf dieser Stelle gibt es noch kein erfahrbare Charakteristik.

Die Umgebung ist zu weit.

- sie hat einen Konzentrationspunkt nötig — Wichtig ist eine Hinzufügung mit einer Ausstrahlung nach verschiedenen Seiten hin.



Prof. Julia Bolles-Wilson, Eurolandschaft

Heute, gegen Ende des 20. Jahrhunderts, kann das Siedlungsmuster Europas am besten nachts von einem Flugzeug aus verstanden werden. Zu erkennen ist ein beinahe flächendeckendes Netz von Transportrouten, von verstreuten Industrie–, Wohn- und Freizeitfeldern. Die historische Stadt ist hier nur einer von vielen Knotenpunkten. Ein „Innerhalb" und „Außerhalb" gibt es nicht mehr, lediglich örtliche Grenzen zwischen unterschiedlich beschaffenen Texturen. Die Natur – die einst die Ortschaften umgab – ist nun selbst umgeben. Heute benötigen die landwirtschaftlichen Flächen und Parks die Mauern, die früher zum Schutze der Städte dienten.

Die heute zunehmend verstreute städtische Landschaft ist ein Ergebnis der technologischen Entwicklung. Unsichtbare Informationen, Medien und Kommunikationstechnologien machen die Notwendigkeit von physischer Nähe überflüssig. Die überall verbreiteten Infrastruktur- und Straßennetzwerke ermöglichen dem Personenverkehr und dem Containerverkehr einen einfachen Zugang zu fast allen Punkten auf der Landkarte. Dieses Modell ähnelt mehr und mehr einem gleichmäßig verbreiteten Teppich und immer weniger dem herkömmlichen Modell der monozentrierten Stadt.

Als klar gegliederte und geozentrische Einrichtung ist die Stadt vom gewöhnlichen Zustand bzw. dem „Außerhalb" zu unterscheiden, während sich der „Teppich" in einem ganz anderen Maßstab manifestiert. Man kann heute sagen, dass er mit variierender Dichte vom Mittelmeer bis zur Nordsee reicht. Mehr Zustand als Ort, allgegenwärtig, selbst mit sporadisch physischen und sichtbaren Manifestationen, ist er auf Grund aggressiver Transport- und Informationsnetze stets immanent.

Wie die fokussierte Stadt frühere soziale Hierarchien, die zentralisierte Regierung und Verteilungssysteme repräsentierte, so spiegelt heute der Teppich das Ausmaß der Verbreitung der Mediendemokratie wider – jedem Menschen sein Auto. Während unsere Herzen noch an der historischen Stadt hängen, scheinen wir dazu bestimmt, die Bereiche der Gewerbegebiete, des zügellosen Häuschenbauens, der sich explosionsartig vermehrenden Hypermärkte, Flughäfen, Autobahnzufahrten und Freizeitparks immer öfter durchqueren zu müssen.

Eine visuelle Kohärenz ist in dieser neuen Stadt nicht vorhanden – was nicht heißen soll, dass sie willkürlich ist. Sie ist Teil einer höheren Komplexitäts-Ordnung und muss unter den Rahmenbedingungen von Mobilität verstanden werden. Die Zeit hat physische Distanz ersetzt als das, was zusammenfügt oder trennt. Diese neue, lose und instabile Geographie umgeht die Planungen der traditionellen, städtischen Administration.

Infrastrukturelle Schnittpunkte, Korridore, offene Räume und Zugangspunkte (Bahnhöfe und Flughäfen) müssen nicht länger als Barrieren, sondern als lokalisierte Knotenpunkte betrachtet werden, wo Interessenkonflikte den Anstoss zu gestalteten Interventionen liefern, zur Entwicklung neuer spekulativer städtischer Szenarien.

Augen, die nicht sehen – Augen, die hindurchgehen

In den zwanziger Jahren schrieb Le Corbusier: „... niemand kann heutzutage die Ästhetik leugnen, die sich von den Werken der modernen Industrie loslöst." Durch Ersetzen von „moderner Industrie" durch „Informationstechnologie" können die Umstände unserer derzeitigen Situation sofort bestimmt werden. Die Konsequenz der neuen visuellen Realität, der Computernetze und der allgegenwärtigen Sprache des Fernsehens ist eine entgegenwärtigende, verflüchtigende und entschwindende Transparenz, die alle Dinge und Orte infiziert hat.

Diese neue Freiheit, die Freiheit des losgelösten Betrachters, ermöglicht das, was Le Corbusier „eine gewagte Umstellung" genannt hat. Wenn wir uns „frischen Blickes" umschauen, finden wir uns in einer neuen Art von Landschaft wieder. Während unsere Modelle von virtueller und tatsächlicher Landschaft sich zu überschneiden beginnen, beginnen wir, in unserer alltäglichen Umgebung „eine Schönheit zu entdecken, die ruhig, vital und stark ist".

Die „Eurolandschaft" verkörpert dieses neue Feld. Die Lektionen des Monitors infiltrieren nicht nur unseren Wahrnehmungsapparat, sondern strukturieren auch unsere greifbare Welt. Dieser kontinuierliche Teppich ist das Feld, der Strom zeitgenössischer Erfahrung und Ereignisse.

Es ergibt sich eine Matrix, die nicht mehr mit kartesischer Geometrie gemessen oder geordnet werden kann. Ein leichterer Zugang kann gefunden werden, wenn man die Sprache der Computermodi und -menüs gebraucht (cut-out – format – help – copy – pattern – transfer – shift – index etc.).
Die heutigen „anklagenden Linien", Ereignishorizonte und Feldmuster erfordern die Neuerfindung der Vermessungstechnik, Syntax und Terminologie.
ANDERSWO – jenseits der wahrnehmbaren Horizonte eines Ereignisses. EREIGNIS – da die Verbindung an Bedeutung verliert, wird das wichtigste Element in der neuen Themenschablone zum autonomen Ereignis (Ereignistyp – Ereignishäufigkeit).

GRAD DER LEERE – negative Intensität zwischen Ereignissen. MASSSTAB – Größe allein beeindruckt nicht mehr, die Zeit hat die Distanz als alltägliche Maßeinheit ersetzt. TOPOGRAPHIE – Korridore und Bewegungsknotenpunkte (Schienen, Autobahnen, Flughäfen) sind heute kommunale Räume.

ARCHITEKTUR – als relativ seltenes Ereignis in der Eurolandschaft hat das selbstbewußte Objekt die Option, festzuhalten, zu verdichten, zu gründen, eine feste Insel zu bilden, an der die sie umgebenden „Gezeitenwechsel" gemessen werden können – Masse im Medienzeitalter.

Julia BOLLES-WILSON



Modell des Neubaus der NORD/LB (Norddeutsche Landesbank) am Domplatz in Magdeburg



Dr. Clemens Dölken O.Praem., Stadtplanung und Prämonstratenser in Magdeburg

Gibt es einen sinnvollen Zusammenhang von Stadtplanung und Christentum? Von architektonischer Theorie der Stadt und Reflexion über die Kirche? Der Zusammenhang ist jedenfalls kein allgemeiner – schon weil aus der Sicht der Religion auch die Landbevölkerung immer zugleich mit zu bedenken wäre, sondern ein besonderer: und der systematische Ort von Besonderheiten, von Speziellem, ja Idiosynkratischem in der Kirche sind klassischerweise die Orden, hier in Magdeburg bzw. auch ganz Sachsen-Anhalt regionaltypisch: die Prämonstratenser. Sie können es sich erlauben, ja müssen es sogar, es nicht allen recht zu machen, sondern eigene, für sie typische Unterscheidungen zu setzen und damit originäre Wege ihrer Spiritualität zu gehen. Orden leben in der normalen Kirche, zugleich aber eben in Differenz zu ihr, haben ihre *differentia specifica*, die sie erst zu dem macht, was sie sind, sie erst produktiv für sich und andere macht.

Es gibt Prämonstratenser auf dem Lande, es gibt sie in der Stadt. Die heute wieder in Magdeburg ansässigen sind Kanoniker der Abtei Hamborn in Duisburg, sind Angehörige eines eher typischen „Stadt"klosters;

Geschichtlich betrachtet hat das seinen guten Sinn: Der Regelgeber der Chorherrenorden, zu denen die Prämonstratenser gehören, der heilige Augustinus war Bischof der antiken Polis Hippo, aus dieser Situation heraus daraus entstand seiner Klosterregel – bestimmt für die Kleriker seiner antiken Stadt, vielleicht bis heute prädestiniert für eine eher städtische Lage, da dieser entstammend. Norbert von Xanten, Gründer des ersten eigentlichen modernen „Ordens" augustinischer Provenienz, des Prämonstratenserordens, im 12. Jahrhundert, Erzbischof von Magdeburg 1126 bis zu seinem Tode 1134, begründete das östliche Zentrum seines Ordens in der Stadt Magdeburg, wo es katholischerseits bis 1632 bestand, als evangelisches Kloster sogar noch länger. Es ist die Stadt Magdeburg zugleich damals die Kaiserstadt gewesen, das „Rom des deutschen Ostens". Dafür spricht baulich die Aufwertung durch Anlehnung an das antike römische Reich (Spolien im Dom u .a. m.).

Danach kam Zerstörung um Zerstörung, Existenz als preußische Festung, die das urbane Leben – zumindest räumlich – einschnürte, es in die nicht zuletzt der räumlichen Enge geschuldete Katastrophe des Luftangriffs am 16. Januar 1945, ausgerechnet dem Fest des hl. Gottfried von Cappenberg, eines der ersten von Norberts Getreuen, treibt. Es folgt die weitere Zerstörung im Sozialismus, der allein fünf große und fünf kleinere Kirchen zum Opfer fallen, z. T. mit erhaltener oder leicht reparabler gotischer Bausubstanz; städtebaulich wird der Innenstadt das Herz „ausradiert".

Gibt es Parallelen zum heutigen Geschehen, zu wiedererstandener Urbanität und Städtebau? Die Prämonstratenser sind wieder da. Sie kommen indes aus einer Magdeburgs industrieller Vergangenheit vertrauten Stadt: Duisburg-Hamborn, dem Ort der August-Thyssen-Hütte. Was kann daraus hervorgehen? Ein konkreter Impuls wird gesucht!

Es könnte dieses sein: Angesichts der Brüche der Geschichte und der Tradition der letzten 350 Jahre die Machbarkeit eines neuen Anfangs, der auch Wiederbeginn und Fortführung ist, zu verdeutlichen. Städtebaulich könnte dies konkret bedeuten: Die Schaffung eines neuen Domizils der Prämonstatenser zu begleiten, das traditionsanküpfend und kompromißlos modern zugleich, Zitat und Unikat, Wiederaufnahme und kreativer Zukunftsakt ist. Der Entwurf einer Stadtplanung in einer historisch so geprägten Stadt wie Magdeburg ist immer zugleich auf das Alte, auf dessen angemessene Berücksichtigung, und auf das unbekannte Neue verwiesen. Nur aus beidem kann der Stadt die Urbanität der Zukunft wachsen.

Dabei darf Stadtplanung nicht den Konnex zur Vergangenheit wie auch nicht den Bezug zur – nahen – Zukunft verlieren. Sie muß das tun, indem sie die Vorgaben der Vergangenheit aktiv aufgreift, nicht bloß konserviert, sondern sie weiterentwickelt bzw. auf ihnen aufbaut. Wir benötigen die Welt, wie sie uns aus vertrauten Denkmälern und Stadtzügen der Vergangheit entgegentritt, für das Begreifen unserer Zukunft. Das rasche Entwickeln neuer Werkstoffe, neuer Praktiken, neuer Methoden ist ein Grundzug unserer Zeit. Aber wie ist deren Bezug zur Vergangenheit, zum Altbewährten und -vertrauten? Worin liegt eine mögliche Kontinuität?

Zur skizzenhaften Beantwortung dieser Frage sei abschließend ein komprimierter methodologischer Exkurs erlaubt. Es spricht m. E. einiges dafür, Kontinuität – mit R. Homann – in der Grundstruktur einer differenztheoretischen Konzeption zu beschreiben. Vergangenheit ist dabei nicht glorifizierend und als Kontinuitätskriterium für die Gegenwart dienend überfrachtet; sie ist aber sehr wohl der Horizont einer gemeinsamen Geschichtserfahrung im Sinne eines gestaltunsrelevanten Deutungspotentials. R. Homann hat dies für die Theorie der Lyrik folgendermaßen entwickelt: Die Lyrik der Vergangenheit hatte unter den Bedingungen nicht durchgängig vorhandener Schriftlichkeit mangels ent-



Marienkirche und Kloster Unser Lieben Frauen – Blick von Südosten (Foto Maurice Korbel)

sprechender Bildung der gesellschaftlichen Diskursgemeinschaft eine andere kommunikative Bedeutung als heute. Und die Kenntnis dieser klassischen Lyrik gehört insofern zur – Dimensionen und Kategorien historisch verstehenden – Bildung. Daneben gibt es aber eben auch lebendige, heutige Lyrik mit einer anderen , neuen Funktion. Deren Autor schafft – „kreiert" – nämlich gegenüber der klassischen Schule und deren bildungsgeschichtlich überkommenem Bestand etwas Neues, indem er diesen einerseits zitiert, andererseits dabei durch neue Differenzen erweitert, Differenzen, die bisher unbekannt, ungenutzt und ungewußt im engen Umfeld eines einzelnen Autors verkommen würden, publiziert aber einer Kommunikations- bzw. Diskursgemeinschaft zugänglich und verwendbar werden.

So könnte man Kontinuität – so mein Vorschlag – im Sinne der Selbtsverständigungsdiskurse der Gesellschaft im Sinne von J. Habermas auch auf Architektur(geschichte) und Städtebau hin verstehen. Darin wird Kultur und ihr Verständnis überliefert und weiterentwickelt. Dazu bedarf es einer – repressionsfreien? – Diskursgemeinschaft, die noch eine weitere Bedingung erfüllen muß für die Kultur. Kultur – und Stadtplanung – muß anwendbar sein auf praktisches Leben und konkrete Lebenszusammenhänge hin. L. von Wittengensteins „Sprachspiele" mögen zum Vergleich dienen. Ein sakrales Bauwerk verliert die Möglichkeit zu seinem angemessenen Verständnis, wenn es profaniert und zusätzlich jedem Kontakt mit seiner früheren Nutzung entzogen wird. Beispiele dafür gibt es zuhauf, auch im prämonstratensischen Kontext: Man denke

etwa an das Kulturzentrum im früheren französischen Kloster Pont-à-Mousson oder eben an das Kloster Unser Lieben Frauen in Magdeburg.

Positiv gewendet birgt eine gepflegte Prämonstratenser-Tradition in Sachsen-Anhalt die Chance zu einer ungebrochenen Tradition des Redens über diese Vergangenheit und ihre gegenwärtige Aktualisierung. Es etabliert damit eine Kommunikationsgemeinschaft historisch interessierter Menschen, in die die Prämonstratenser jetzt auch wieder selbst eintreten können – mit der und zur Entwicklung neuer produktiver Differenzen bezüglich der Tradition.

Wegen der uns noch berührenden zeitlichen Nähe und konkreter spürbaren Nachwirkung noch eine Anmerkung zum Sozialismus und dessen architektonischer Geschichte sowie bauästhetischen Dimension: Der Sozialismus hatte – bei allen parareligiösen Surrogaten – keine „Spiritualität" im eigentlichen Sinn, sondern mußte sich konsequenterweise (vgl. die chinesische Kulturrevolution unter Mao Tse-Tung) gegen alles Überkommene, Bürgerliche richten. Daher gerieten Versuche des Anknüpfens „herzlos", „gefühllos", „geistlos" im Sinne von Spiritualität.

Gedacht werden muß dabei allerdings Achtung und Dankbarkeit zollend jener, die zumindest diesen Umstand erkannten, als Mangel definierten und mit ihren bescheidenen Mitteln bekämpften im Sinne der Verweigerung von Erfüllungsgehilfentum, jener Museumsleute, die die Vorstellungen etwa eines sozialistischen Realismus nicht in die klassischen Bauten vordringen ließen.

Noch einmal aber in Anlehnung an R. Homann: Der Sozialismus vermochte deshalb keine produktiven und kreativen Differenzen zu setzen, weil er als Totalmodell nicht differenztheoretisch angelegt war, wegen seines Alleinanspruchs nicht zitierfähig gegenüber anderem, nicht in der Lage, anderswo anzuknüpfen. In diesem Sinn und aus diesem Grund – und vielleicht allein aus diesem – wirkt auch alle typisch „sozialistische" Kunst tendenziell brutal – oder eher linkisch.

Der Künstler bedarf offensichtlich der Bezüge – nicht zuletzt der historischen – um aussagen zu können, was andere noch nie gedacht haben, was aber sie denken können, wenn es jemand schafft, kreiert. So geht es auch dem Städtebau, der an eine lebendige Tradition der Stadtgesellschaft anknüpfen muß, ohne sie zu negieren, will er nicht sich selbst verlieren, der andererseits schon aus ganz schnöden Gründen dem Publikum auch Neues bieten muß, selbst wenn das Alte noch so verklärend schön erscheint.

Clemens Dölken O. Praem.

Dipl. Ing. Hans Jörg Duvigneau, Entwicklungsschritte im Wohnungs- und Städtebau des XX. Jahrhunderts, Beitrag zur Jahrestagung der Fritz-Schumacher-Gesellschaft in Hamburg, September 2000

Eine sehr persönliche Vorbemerkung.
Nur kurze Zeit habe ich in Magdeburg gelebt – von 1945 – 1950. Aber es waren die prägsamen Jugendjahre vom 10. bis zum 15. Lebensjahr.

Trotz des furchtbaren Zustandes der zerstörten Stadt entstand in meinem Geist auf unzähligen Wegen durch Trümmer und Ruinen, anhand von Fotos der Stadt vor ihrer Zerstörung, aus erzählten Erinnerungen der Erwachsenen und vielerlei Schriften aus der stadtgeschichtlichen Sammlung „Magdeburgica" meines Großvaters, Mosaikstein um Mosaikstein ein lebendiges Abbild der untergegangenen Stadt.

Ich lernte selbst in ihrem zerstörten Zustand Charakter und Identität, geschichtliche Prägung, Struktur und Schönheit der Stadt kennen; ich liebte die selbst nach der Zerstörung noch eindrucksvolle Wasserfront Magdeburgs mit den stadtbildbestimmenden sieben großen doppeltürmigen Kirchen der Altstadt, ich verfolgte mit wachsendem Interesse die Wiederaufbaupläne in der Ausstellung „Magdeburg lebt" von 1947 und in der Präsentation des Innenstadtwettbewerbs 1949, bei Betrachtung der Arbeit der wenigen Steinmetzen am Magdeburger Dom wurde mir bewusst, dass es unmöglich sein würde, auch nur einen kleinen Teil der barocken Pracht des „Breites Weges" wieder herzustellen, ich erlebte die Abräumung der Trümmerflächen in der Altstadt, aus deren Ödnis sich die Ruinen der mächtigen Stadtkirchen wie gestrandete Schiffe abhoben und bekam einen Begriff von der Herausforderung, auf historischem Boden die neue Mitte der Stadt zu schaffen.

Zugleich lernte ich die enge Verflechtung der vorausgegangenen Generationen meiner Familie mit der Entwicklung Magdeburgs kennen: die Bedeutung der französischen und Pfälzer „Kolonie" im 18. Jahrhundert, Gründergeist, Unternehmertum und mäzenatisches Wirken vieler Magdeburger Bürger hugenottischen Ursprungs im 19. Jahrhundert; die Rolle meines Urgroßvaters als Mitbegründer und Förderer des Kunstgewerbevereins, aus dem das kulturgeschichtliche Museum in der Otto-von-Guericke-Straße hervorgegangen ist; das Wirken meines Großvaters als Architekt und langjährigem Vorsitzenden den Bau- und Planungsausschusses der Stadt als unbesoldeter Stadtrat.

Die Eindrücke aus diesen fünf Jugendjahren haben mir eine tiefe Liebe zu dieser Stadt und den Wunsch am Wiederaufbau mitzuwirken eingeflößt, sie haben mich motiviert, Stadtplaner zu werden und aus der Verbindung von humanistischer Erziehung und professioneller Kompetenz „der Stadt Bestes zu suchen".

Die Entwicklung der gesellschaftlichen Verhältnisse im kommunistischen Teil Deutschlands haben meine Eltern in den 50er Jahren veranlasst, Magdeburg zu verlassen. Aber noch heute fühlen wir uns – meine Geschwister und ich – mit keiner anderen deutschen Stadt so eng verbunden, in Magdeburg begründete Lebensfreundschaften waren so stark, dass sie die Zeit der Teilung überdauert haben.
Ich freue mich daher besonders, dass mein Beitrag für die Jahrestagung 1999 der Deutschen Akademie für Städtebau und Landesplanung über den Wohnungs- und Städtebau im XX. Jahrhundert in Deutschland für würdig befunden wurde, in das von Dr. Peters betreute Magdeburger Projekt „Stadt der Zukunft" aufgenommen zu werden.

1890–1918

Mehr als 50 Jahre lang war die ungelöste „Wohnungsfrage" bereits auf der politischen Tagesordnung. Flammende Anklagen wie Bettina von Arnims Beschreibung der katastrophalen Wohnverhältnisse im Berlin der 1840er Jahre – „Dies Buch gehört dem König", Friedrich Engels Bericht über die „Lage der arbeitenden Klasse in England", die Schriften vieler Wissenschaftler, Politiker und Reformer hatten angesichts des explodierenden Städtewachstums und Mietskasernenelends diesem Thema höchste innenpolitische Priorität gegeben. Aber erst in der Epoche ab 1890 – zufällig die Regierungszeit von Wilhelm II. – stehen brauchbare Leitbilder zur Verfügung, ist die Politik imstande, brauchbare gesetzliche Regelungen, wenigstens zur Lösung von Teilproblemen zu schaffen, werden vielerorts erste konkrete Ergebnisse (Häuser, Siedlungen) sichtbar, die ihrerseits wieder Beispielwirkung entfalten.
Im Reichsgenossenschaftsgesetz von 1889 erhält die in Jahrzehnten gewachsene Selbsthilfebewegung mit der nun endlich geregelten Haftungsbegrenzung der Genossenschaftsmitglieder erstmalig einen brauchbaren gesetzlichen Rahmen, die ihr verbundenen Menschen in den Selbsthilfe-Organisationen gesetzlichen Schutz und rechtliche Sicherheit. Mit weiteren staatlichen Regelungen in den 90er Jahren entstehen die Grundzüge eines gemeinnützigen Wohnungswesens, das 1901 in einem gemeinsamen Erlass der Preußischen Minister an die Regierungspräsidenten zusammengefasst wird. Dort heißt es u. a.: „Eine ver-

mehrte Herstellung kleiner, gesunder, preiswerter Wohnungen für die minderbemittelten Klassen wird von den Gemeinden dadurch befördert werden können, daß sie überall dort, wo ungünstige Wohnungsverhältnisse bestehen, den gemeinnützigen Baugesellschaften und Baugenossenschaften die tunlichste Unterstützung angedeihen lassen." (1)

Voraussetzung für diese Förderung war die ausschließliche Zweckbestimmung der Unternehmen, „gering bemittelte Familien" mit gesunden Wohnungen „zu billigen Preisen" zu versorgen und die Dividende auf die Gesellschaftsanteile auf 4 Prozent zu beschränken. Die Förderung bestand aus Gebührenerlassen für die Baugenehmigungsgebühren und die Erschließungskosten sowie aus Hilfen für den Zugang zu zinsgünstigen Darlehen durch Übernahme von Bürgschaften, Einschaltung der Sparkassen etc. Sie umfasste jedoch nicht die *Bereitstellung* zinsgünstiger Darlehen im Sinne einer direkten Wohnungsbauförderung.

Diese Selbsthilfeorganisationen hatten bis 1915 in mehr als 1.500 Genossenschaften ohne staatliche Hilfe, jedoch in finanzieller Zusammenarbeit mit den Sozialversicherungsträgern rund 125.000 Wohnungen im Reich geschaffen.

Das war für sich genommen eine beachtliche Leistung der gegen viel Widerstände durchgesetzten Selbsthilfevereine. Gegenüber der Wohnungsmisere in den Großstädten fiel dieser Beitrag jedoch kaum ins Gewicht: Verteilt man das Neubauvolumen auf die Jahre von 1890 (Erlass des Genossenschaftsgesetzes) bis 1915, so ergibt sich eine durchschnittliche Leistung von 5.000 Wohnungen p.a. im ganzen Reich, angesichts einer Durchschnittsproduktion von rd. 250.000 WE pro Jahr in Deutschland vor 1914.

Zwischenbemerkung:
Die Genossenschaften sind der Anfang und ein unverzichtbarer Teil des gemeinnützigen Wohnungswesens, wie es sich bis in unsere Tage entwickelt hat. Sie gewinnen jeweils eigenes Profil in der Wahrnehmung der Mitbestimmungsrechte durch ihre Mitglieder und Kompetenz durch Fachleute in der Unternehmensleitung, eine einzigartige Verbindung von Nutzer-Verantwortung und professioneller Unternehmensführung.
In Krisensituationen der gemeinnützigen Wohnungswirtschaft wurde und wird immer mal wieder die Forderung laut, kommunale oder landeseigene Wohnungsunternehmen zu zerschlagen und in kleine Genossenschaften umzuformen. Doch das wäre ein fataler Fehler, mit dem die noch immer vorhandene Angebotsvielfalt der ehemals gemeinnützigen Wohnungswirtschaft aufgegeben würde. Eine große Mehrzahl der Mieter schätzt die Anonymität der Mietwohnung und will keine genossenschaftliche Bindung – vom Erwerb von Genossenschaftsanteilen gar nicht zu reden.
Vor allem: Die Kommunen brauchen ihre Gesellschaften, um ihre Wohnungsversorgungspflichten erfüllen zu können. Für die Unterbringung von sogenannten „Wohnungsnotfällen" stehen die Genossenschaften aufgrund ihres Selbstverständnisses und ihrer Verfassung nicht zur Verfügung.

Unser Erbe aus der Epoche:
- Die Entstehung des gemeinnützigen Wohnungswesens in Deutschland
- Die Novellierung der Bauordnungen der meisten deutschen Länder mit dem Ziel, die Wohn- und Lebensverhältnisse in den Städten zu verbessern.

- Beispielhafte städtebaulich-architektonische Leistungen auf dem Gebiet des Wohnungsbaus, die noch heute Teil des guten Wohnungsbestandes dieser Epoche in unseren Städten sind.

Beispiele:
- für den „bürgerlichen" Wohnungsbau:

Paul Jatzow	Rüdesheimer Platz, Berlin
Albert Geßner	Mommsenstraße Berlin
	Isestraße, Hamburg

- für den genossenschaftlichen Wohnungsbau:

Alfred Messel	Wohnhaus für den Berliner Spar- und Bauverein von 1892 Proskauer Straße, Berlin
Paul Mebes	Wohnhof für den Beamtenbauverein Fritschweg, Steglitz
• „Gartenstädte"	Margarethenhöhe,
Krupp	bei Essen
Deutsche Werkstätten	Hellerau bei Dresden, Falkenberg, bei Berlin

Julius Posener würdigt die Leistungen dieser Zeit wie folgt:
„Die gemeinnützige Miethausbauerei von Messel bis Mebes stellt einen Höhepunkt der Architektur und des Städtebaus in Berlin dar. Sie ist ohne Präzedenz: die einmalige Antwort fortschrittlich-kritischer Tendenzen auf die einmalige Ungeheuerlichkeit der Mietskasernenstadt. Sie hat in die Zukunft gewirkt: in die 20er und 30er Jahre. Sie hat, das betrachten wir als den größten Gewinn, eine Steigerung des Anspruchs an das Wohnen und des Wohnungsbewußtseins zur Folge gehabt." Und im Hinblick auf die „Wohnungsfrage" sagt er: „Sie *konnte* keine Lösung bringen, denn die Reform ist im Zeitalter Wilhelms II.